

raumentwicklung
du développement territorial
sviluppo territoriale

Informationsheft
Bulletin d'information
Bollettino d'informazioni

Gesellschaft und Raumentwicklung

→ Die soziale Dimension der nachhaltigen Entwicklung

Société et développement territorial

→ La dimension sociale du développement durable

Società e sviluppo territoriale

→ La dimensione sociale dello sviluppo sostenibile



Willkommen im neuen «forum raumentwicklung»! 1971 erschien die Zeitschrift zum ersten Mal, seit 2001 in der heutigen Form. Nun haben wir unser Periodikum sanft renoviert und das Erscheinungsbild aufgefrischt. Damit wollen wir die Lesefreundlichkeit weiter steigern und die Orientierung im Heft erleichtern. Inhaltlich bleibt sich das «forum raumentwicklung» aber treu. Die Zeitschrift ist nicht einfach nur Sprachrohr des Bundesamts für Raumentwicklung ARE, sondern lädt weiterhin externe Autorinnen und Autoren dazu ein, das Heft mit wichtigen Meinungen, Gedanken und Erkenntnissen zu bereichern. Auch in Zukunft sollen Stimmen aus Bund, Kantonen, Städten und Gemeinden, aus Regionen, Wirtschaft, Wissenschaft und Verbänden, aber auch aus dem Ausland zu Wort kommen und so zu einer lebendigen Meinungsbildung in Sachen Raumplanung, Mobilität und Nachhaltige Entwicklung beitragen.

Wir hoffen, Ihnen gefalle das neue Kleid des «forums raumentwicklung». Bei dieser Gelegenheit bedanken wir uns ganz herzlich bei Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für Ihr Interesse und Ihre Treue und wünschen Ihnen eine inspirierende Lektüre. Rudolf Menzi, Leiter Kommunikation ARE

Bienvenue dans le nouveau «forum du développement territorial»! 1971 est l'année de la première parution de notre revue, qui fit sa mue en 2001 pour aboutir à sa forme actuelle. Aujourd'hui, nous avons rafraîchi sa présentation dans le but de le rendre plus attrayant et d'en faciliter la lecture. Le «forum du développement territorial» reste toutefois fidèle à son contenu. Il n'est pas seulement le porte-voix de l'Office fédéral du développement territorial (ARE), mais demeure une tribune pour des contributeurs externes invités à enrichir son contenu par des opinions, réflexions et expériences importantes. Il restera la voix de la Confédération, des cantons, des villes, des communes, des régions, de l'économie, de la science, des associations professionnelles, ainsi que des interlocuteurs étrangers. Nous voulons nourrir le débat aux interfaces entre aménagement du territoire, mobilité et développement durable.

Nous espérons, chères lectrices, chers lecteurs, que la nouvelle robe du «forum du développement territorial» vous plaira. Nous vous remercions de votre fidélité et de l'intérêt que vous portez à notre revue et vous souhaitons une lecture enrichissante. Rudolf Menzi, chef de la communication ARE

Benvenuti nel nuovo "forum sviluppo territoriale"! La rivista è apparsa per la prima volta nel 1971, dal 2001 nella veste attuale. Ora abbiamo rinnovato lievemente il nostro periodico aggiornandone l'aspetto. Intendiamo così rendere ancora più piacevole la lettura e facilitare l'orientamento dei lettori. Per quanto concerne i contenuti, invece, "forum sviluppo territoriale" resta fedele alle sue tematiche. La rivista non è solo l'organo di comunicazione dell'Ufficio federale dello sviluppo territoriale ARE, ma continuerà ad invitare autrici e autori esterni per arricchirla con importanti contributi, riflessioni e conoscenze. Anche in futuro sarà data la parola a voci della Confederazione, dei Cantoni, delle città e dei Comuni, come pure delle regioni, dell'economia, della scienza e dall'estero affinché possano contribuire a una vivace formazione d'opinione in materia di pianificazione del territorio, mobilità e sviluppo sostenibile.

Speriamo che il nuovo aspetto di "forum sviluppo territoriale" vi piaccia e cogliamo l'occasione per ringraziarvi, care lettrici e cari lettori, per l'interesse e la fedeltà. Vi auguriamo una lettura ricca di spunti d'ispirazione.

Rudolf Menzi, direttore della comunicazione ARE



Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Les contributions des personnalités invitées à s'exprimer dans ce numéro ne reflètent pas forcément l'opinion de la rédaction.

I contributi firmati non rispecchiano necessariamente l'opinione della redazione.

INHALT

EDITORIAL	3
LEITARTIKEL Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit: Vom vernachlässigten Thema zur wichtigen Herausforderung	4
BUND Soziale Aspekte untersuchen, um die Beurteilung von Projekten zu verbessern	8
BUND Die sozialen Determinanten der Gesundheit	10
FORSCHUNG Mobilität und soziale Gerechtigkeit: Die Frage der Geschwindigkeit	13
INTERVIEW «Der öffentliche Raum und die Partizipation sind zentrale Ansatzpunkte zur Schaffung sozialer Nachhaltigkeit.» Gespräch mit Natacha Litzistorf und Hugo Fasel	16
AUSLAND Quartierentwicklung und Partizipation: Die Tübinger Erfahrungen	22
BUND Projets urbains: Gemeinsam mit der Bevölkerung das Quartier aufwerten	26
GEMEINDEN Aktive Wohnbaupolitik ermöglicht Generationenwechsel	30
REPORTAGE Nachhaltigkeit auf zwei Rädern	32
KOLUMNE Von multifunktionalen Lieblingsorten und Steuerghettos	36
IMPRESSUM	91

SOMMAIRE

EDITORIAL	39
GRAND ANGLE Relever le défi de la durabilité sociale	40
CONFÉDÉRATION Les aspects sociaux sous la loupe pour améliorer l'évaluation des projets	44
CONFÉDÉRATION Les déterminants sociaux de la santé	46
RECHERCHE Mobilité et justice sociale: la question de la vitesse	49
INTERVIEW «L'espace public et la participation, moteurs de la durabilité sociale.» Entretien avec Natacha Litzistorf und Hugo Fasel	52
CONFÉDÉRATION Projets urbains: revalorisation de quartiers avec la participation de leur population	58
COMMUNES Une place du marché renouvelée au cœur de Renens : un projet urbain réalisé grâce à une importante démarche participative	62
REPORTAGE Durabilité sur deux roues	64
POINT DE VUE Des relations perverses entre fiscalité, voisinage et le paysage	68
IMPRESSUM	91

SOMMARIO

EDITORIALE	71
ARTICOLO DI FONDO La dimensione sociale della sostenibilità: da tema trascurato a una sfida importante	72
CONFEDERAZIONE Analizzare gli aspetti sociali per migliorare la valutazione dei progetti	76
INTERVISTA «Lo spazio pubblico e la partecipazione sono elementi fondamentali per attuare la sostenibilità sociale» Intervista con Natacha Litzistorf e Hugo Fasel	78
REPORTAGE Sostenibilità a due ruote	84
RUBRICA Posti preferiti multifunzionali e i ghetti fiscali.	88
IMPRESSUM	91

«Die soziale Nachhaltigkeit gewinnt an Bedeutung»



Stephan Scheidegger
stellvertretender Direktor ARE
stephan.scheidegger@are.admin.ch

Die drei Dimensionen der Nachhaltigen Entwicklung – Wirtschaft, Umwelt und Gesellschaft – sind prinzipiell gleichwertig. Sie sollen daher bei allen Vorhaben ausgewogen berücksichtigt werden. Diese Forderung gilt nicht nur für die öffentliche Hand, sondern auch für die Privatwirtschaft. In der Praxis erweist sich die Abwägung der verschiedenen Interessen jedoch als anspruchsvoll. Gerade bei komplexen Vorhaben muss die öffentliche Hand von den beteiligten Akteuren daher vermehrt eine gleiche Gewichtung der verschiedenen Nachhaltigkeitsdimensionen einfordern. Dies wirkt dem Scheuklappendenken entgegen und hilft, rein sektorale Lösungen zu verhindern. Zwar mag die soziale Dimension bei der Umsetzung der Nachhaltigen Entwicklung in der Vergangenheit etwas vernachlässigt worden sein. Sie gewinnt jedoch zunehmend an Bedeutung. Dabei geht es um Fragen wie Chancen- und Verteilungsgerechtigkeit, Wohlbefinden, Gesundheit, Bildung oder Integration. Die Berücksichtigung dieser Aspekte erhöht die Akzeptanz von Vorhaben. Dies gilt insbesondere auch für raumplanerische Massnahmen.

Soziale Kriterien sind jedoch oft schwieriger zu fassen als wirtschaftliche oder ökologische Parameter. Hinzu kommt, dass die entsprechenden Zuständigkeiten auf institutioneller Ebene fragmentiert sind. Hier kann das Bundesamt für Raumentwicklung, das nicht nur Fachstelle für Raumentwicklung, sondern auch Kompetenzzentrum für die Nachhaltige Entwicklung auf Bundesebene ist, als Behörde mit Querschnittsaufgabe koordinierend eingreifen und Synergien schaffen.

Mit dem verstärkten Fokus, die Siedlungsentwicklung nach innen zu lenken, gewinnen die sozialen Aspekte in der Raumplanung an Bedeutung. Denn die Akzeptanz für verdichtetes Bauen hängt entscheidend davon ab, ob die Bevölkerung von den Vorteilen der Innenentwicklung überzeugt werden kann und sie in der Praxis erlebt. Bei der Interessenabwägung wird den sozialen Aspekten der Nachhaltigen Entwicklung daher in Zukunft ein besonderes Gewicht beizumessen sein.

Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit: Vom vernachlässigten Thema zur wichtigen Herausforderung

Christian Suter
christian.suter@unine.ch



Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit wird gegenüber den Nachhaltigkeitsebenen Ökologie und Wirtschaft traditionell nachrangig behandelt. Auch die Sozialwissenschaften haben das Thema bisher vernachlässigt. Die Gründe für diese stiefmütterliche Behandlung sind vielfältig. Immerhin liegen für die Schweiz zahlreiche Studien zu einzelnen Komponenten der sozialen Nachhaltigkeit vor. Wünschenswert wäre nun eine integrierte Gesamtschau.



Das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung tauchte in den Sozialwissenschaften erstmals zu Beginn der Siebzigerjahre auf. Dies hängt mit der zunehmenden Bewusstwerdung und Thematisierung der globalen Umweltbelastung und Umweltzerstörung zusammen. Besonders öffentlichkeitswirksam waren die von Wissenschaftlern am Massachusetts Institute of Technology (MIT) erstellten, auf mathematischen Simulationen basierenden Berichte und Szenarien des Club of Rome, die auf die ökologischen Grenzen des herkömmlichen, ressourcen- und energieintensiven Wirtschaftsmodells hinwiesen. Die Autoren forderten ein globales Umdenken im Sinn eines neuen, auf «ökologische und wirtschaftliche Stabilität» zielenden und daher langfristig zukunftsfähigen Entwicklungsmodells.

Vernachlässigte soziale Dimension

Weniger bekannt wurde demgegenüber das von lateinamerikanischen Sozialwissenschaftlern formulierte Gegenmodell zum Club of Rome. Die Autoren dieses sogenannten Barilochemodells kritisierten an den Analysen des Club of Rome insbesondere die Vernachlässigung sozialer und politischer Aspekte sowie der ihnen zugrunde liegenden, globalen Machtverhältnisse. Im Barilochemodell

standen deshalb Zieldimensionen wie Gleichheit, soziale Gerechtigkeit, Partizipation und soziale Integration im Vordergrund. Die lateinamerikanischen Sozialwissenschaftler sprachen von einem «harmonischen» Entwicklungsmodell.

An der nachrangigen Behandlung sozialer Aspekte seit den Anfängen des Nachhaltigkeitsdiskurses konnten solche Gegenmodelle allerdings bis heute nichts Grundsätzliches ändern. Dies, obgleich das von der Brundtland-Kommission in den Achtzigerjahren ausgearbeitete und weltweit akzeptierte Nachhaltigkeitskonzept – das bis heute die Referenzdefinition für den Begriff der Nachhaltigen Entwicklung liefert – von der Gleichwertigkeit der drei Zieldimensionen der ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Nachhaltigkeit ausgeht. Das grosse Gewicht, das die Brundtland-Kommission der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit zugemessen hat, lässt sich bereits an der Grunddefinition der Nachhaltigkeit erkennen, die eine explizite soziale Solidarität innerhalb und zwischen den Generationen anstrebt: «Die Bedürfnisse der gegenwärtigen Generationen befriedigen, ohne

jene der zukünftigen Generationen zu beeinträchtigen.» Auch der explizite Einbezug der globalen Armut- und Nord-Süd-Problematik bedeutete einen klaren Schritt in Richtung soziale Nachhaltigkeit. Die im Gefolge der Rio-Konferenz über Umwelt und Entwicklung von 1992 erfolgten vielfältigen Aktivitäten und Massnahmen – auf internationaler Ebene insbesondere die Agenda 21, die Kyoto-Klimakonferenz von 1997 sowie der Weltgipfel über Nachhaltige Entwicklung von Johannesburg von 2002 – konzentrierten sich jedoch wieder vermehrt auf die ökologischen Aspekte der Nachhaltigkeit. Dies zeigt sich auch daran, dass der Weltsozialgipfel von Kopenhagen 1995 und die Folgekonferenzen wenig Aufmerksamkeit fanden und auch keine greifbaren Ergebnisse zeitigten.

Vagheit der Begriffe schwächt die soziale Dimension

Einer der Gründe für die erneute Vernachlässigung der sozialen Aspekte der Nachhaltigkeit seit der Rio-Konferenz von 1992 dürfte in der konzeptuellen Vagheit des Begriffs der sozialen Nachhaltigkeit liegen. Insbesondere blieb



offen, was genau unter intra- und intergenerationeller Solidarität und sozialer Gerechtigkeit sowie unter menschenwürdigen Lebensbedingungen und Bedürfnisbefriedigung zu verstehen sei. Diese Begriffe konnten je nach kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen sowie politischen Gegebenheiten und Interessenlagen sehr unterschiedlich interpretiert werden.

Ein zweiter Grund hängt mit dem komplexen und tendenziell konfliktiven Beziehungsverhältnis zwischen den drei Zieldimensionen

der Nachhaltigen Entwicklung zusammen. Das trifft vor allem dann zu, wenn Nachhaltige Entwicklung mit einem Kapitalstock-beziehungsweise Ressourcenmodell beurteilt wird – etwa in der Form des Drei- oder Vierkapitalstockmodells (Naturkapital, Realkapital, Humankapital, Sozialkapital), wie es derzeit unter anderem von Weltbank, OECD und EU verwendet wird. Dabei gelten Kapitalien und Ressourcen grundsätzlich als transferierbar, lassen sich also von einer Kapitalform in eine andere überführen. Die Annahme der Austauschbarkeit von Kapitalien hat zur Heraus-

bildung unterschiedlicher Nachhaltigkeitsansätze geführt, etwa der Unterscheidung zwischen «starker» (unterschiedliche Kapitalformen sind nicht beliebig austauschbar) und «schwacher» Nachhaltigkeit (volle Austauschbarkeit der Kapitalformen). Die in diesen Modellen nicht ausdrücklich offengelegte Andersartigkeit der ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Zieldimensionen sowie die Vernachlässigung von Machtstrukturen dürften – zusammen mit der Vagheit des Nachhaltigkeitsbegriffs – dazu beigetragen haben, dass die Sozialwissenschaften das Nachhal-

tigkeitskonzept und insbesondere das Konzept der sozialen Nachhaltigkeit nur zögerlich und mit Skepsis zur Kenntnis genommen haben.

Dementsprechend hinken Diskussion und Theoriebildung bezüglich sozialer Nachhaltigkeit deutlich denjenigen im ökologischen und wirtschaftlichen Bereich hinterher. Erst in den letzten Jahren ist eine stärkere und gezieltere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Grundlagen einer sozialen Nachhaltigkeitstheorie und -politik zu erkennen. Wichtige Anstösse kamen dabei aus der Lebensqualitäts- und Wellbeing-Forschung, den Aktivitäten rund um die Sozial- und Nachhaltigkeitsberichterstattung und aus der vom Bericht der Stiglitz-Sen-Fitoussi-Kommission angestossenen Debatte um die Messung wirtschaftlicher Entwicklung und gesellschaftlichen Fortschritts.

Partizipation in zeitlicher und räumlicher Dimension

Auch wenn derzeit noch kein Konsens über eine Definition der sozialen Dimension von Nachhaltigkeit vorliegt, stimmen die verschiedenen Autoren und Ansätze bezüglich deren Hauptkomponenten doch weitgehend überein. Zu diesen Aspekten zählen insbesondere:

→ Objektive Lebensqualität und subjektives Wohlbefinden in den verschiedenen Lebensbereichen der gegenwärtigen und zukünftigen Generationen, wobei insbesondere die Lebensbedingungen der am stärksten benachteiligten Bevölkerungsgruppen im Fokus stehen sollen.

→ Soziale Gerechtigkeit, Fairness und Gleichheit: Diese Komponente umfasst insbesondere die gleiche Zugänglichkeit zu wirtschaftlichen und sozialen Ressourcen, Dienstleistungen und Angeboten in wichtigen Lebensbereichen wie Ausbildung, Arbeit,

Mobilität, Gesundheit, soziale Infrastruktur, Freizeit und Kultur sowie Kommunikation. Mit dem Gerechtigkeits- und Fairnessprinzip sind auch Macht- und Ungleichheitsverhältnisse angesprochen, welche die Rechts- und Chancengleichheit behindern.

→ Soziale Inklusion, Sozialkapital und soziale Kohäsion: Diese Komponente bezieht sich auf Prozesse der sozialen Integration und der Stärkung des sozialen Zusammenhalts, also auf das Zusammenleben und die Einbindung von Individuen und Gruppen in umfassendere soziale Gemeinschaften und Gesellschaften. Wesentliche Teilaspekte sind dabei die soziale Teilhabe, Formen sozialer Vernetzung und sozialer Kontakte. Dazu gehören familiäre und verwandtschaftliche Kontakte, Nachbarschaftskontakte, Engagement in Vereinen, aber insbesondere auch Kontakte zu anderen sozialen Gruppen («Bridging»), Vertrauen (in Institutionen, aber auch in Fremde) und Toleranz (zum Beispiel die Akzeptanz von Andersartigkeit).

→ Politische Partizipation und Teilnahme: Diese Komponente umfasst die politische und gesellschaftliche Partizipation: offene, demokratische Strukturen und partizipative Verfahren bei Aushandlungs-, Verständigungs- und Entscheidungsprozessen einschliesslich «Empowerment»-Prozesse und «Good Governance»-Strukturen.

All diese Aspekte oder Komponenten sozialer Nachhaltigkeit betreffen sowohl gegenwärtige wie zukünftige Generationen. Sie sind sowohl auf globaler als auch auf nationaler, regionaler, lokaler und nachbarschaftlicher Ebene bedeutsam. Eigentliche Modelle darüber, wie die verschiedenen Komponenten sozialer Nachhaltigkeit genau zueinander in Beziehung stehen und welche Wechselwirkungen zur ökologischen und wirtschaftlichen Nachhaltigkeit bestehen, liegen demgegenüber erst in groben Ansätzen vor. Ein Beispiel dafür ist das soziale Nachhaltigkeits-

modell, das im Rahmen des regionalen Entwicklungsplans im australischen Queensland für die Region um die Stadt Brisbane erarbeitet wurde.

Schweiz hat gute Voraussetzungen

Trotz der generell stiefmütterlichen Behandlung sozialer Nachhaltigkeit liegen gerade in der Schweiz diverse Studien vor, die sich diesem Thema angenommen haben. Sie stammen zum grössten Teil aus der öffentlichen Verwaltung. Als Beispiel dafür sei auf das Indikatorensystem MONET sowie auf die IDARio-Berichte und die verschiedenen Aktionspläne des Bundesrats zur Strategie der Nachhaltigen Entwicklung verwiesen.

Seitens der Wissenschaft sind etwa die Analysen und Indikatoren des Schweizer Sozialberichts und verschiedene Forschungsprojekte zu erwähnen, die im Rahmen der Nationalen Forschungsprogramme «Nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung» sowie «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen in einer sich wandelnden Gesellschaft» durchgeführt wurden. Dazu gehört etwa auch ein Projekt, das die sozialen Aspekte der Nachhaltigkeit in der Gestaltung städtischer Parkanlagen untersuchte. Ausserdem liegen zu wichtigen Teilaspekten vertiefte Studien vor, etwa die kürzlich erschienene Publikation zum Thema Sozialkapital in der Schweiz. Allerdings gehen diese Studien in der Regel nicht explizit von einem Nachhaltigkeitsansatz aus. Nur sehr unzureichend dokumentiert sind im Übrigen die Erfahrungen aus den diversen lokalen Initiativen unter dem Oberbegriff Lokale Agenda 21 (LA21), die in den letzten Jahren entstanden sind und auf eine Stärkung der sozialen Nachhaltigkeit abzielen. Sehr zu wünschen wäre schliesslich eine integrierte Gesamtschau über die verschiedenen Komponenten der sozialen Nachhaltigkeit in der Schweiz und ihren Entwicklungsverlauf über die letzten Jahre und Jahrzehnte hinweg.



CHRISTIAN SUTER, *1956, ist seit 2003 ordentlicher Professor für Soziologie an der Universität Neuenburg und Mitglied des Stiftungsrats von sanu durabilitas, der Schweizerischen Stiftung für Nachhaltige Entwicklung. Zuvor war er an Hochschulen in Zürich, Jena und Mexiko tätig. In seiner Forschung beschäftigt er sich insbesondere mit sozialen Indikatoren, sozialer Ungleichheit und mit Fragen der Globalisierung.

Soziale Aspekte untersuchen, um die Beurteilung von Projekten zu verbessern

Anne DuPasquier

anne.dupasquier@are.admin.ch

An der Rio+20-Konferenz von 2012 in Rio standen die sozialen Aspekte der Nachhaltigen Entwicklung im Vordergrund. Auch die Schweiz will einen Beitrag zu einer verstärkten Berücksichtigung dieser lange vernachlässigten Faktoren leisten. Deshalb hat das ARE im Rahmen der Förderung der Nachhaltigen Entwicklung auf lokaler Ebene und speziell für die Nachhaltigkeitsbeurteilung von Projekten eine Reihe von sozialen Kriterien entwickelt. Diese ergänzen die ökologischen und wirtschaftlichen Kriterien und ermöglichen es, die Auswirkungen von Projekten auf die Gesellschaft besser zu analysieren.

An der Konferenz der Vereinten Nationen über Nachhaltige Entwicklung, die 2012 in Rio stattfand, lag der Fokus auf den sozialen Aspekten der Nachhaltigen Entwicklung. So verabschiedeten die Teilnehmenden zum Abschluss der Konferenz mehrere Massnahmen, dank derer die Welt gerechter, ökologischer und prosperierender werden soll. Sie anerkannten insbesondere die wichtigen Zusammenhänge zwischen Gesundheit und Klima, Bildung und Entwicklung sowie zwischen sozialer Gerechtigkeit und Umweltschutz. Und sie hielten klar fest, dass der Übergang hin zu einer grünen Wirtschaft inkludierend zu erfolgen habe: Alle müssten daran teilhaben und davon profitieren können. Nur so könne



die Armut bekämpft und die Lebensqualität jener 1,3 Milliarden Menschen verbessert werden, die gegenwärtig mit maximal 1,25 Dollar pro Tag auskommen müssen.

Das Engagement der Schweiz

Auch die Schweiz bemüht sich um eine bessere Berücksichtigung der sozialen Dimension

SOZIALE KRITERIEN FÜR DIE PLANUNG NACHHALTIGER QUARTIERE

Bei der Planung eines Quartiers sorgt das Werkzeug «Nachhaltige Quartiere» dafür, dass die Grundsätze der Nachhaltigkeit beachtet werden. Die Planer des Quartiers «Generationen-Wohnen Thunstrasse» in Burgdorf haben ein solches Beurteilungsverfahren durchgeführt. Dadurch konnten Aspekte der Nachhaltigen Entwicklung insbesondere hinsichtlich Energie, Biodiversität und Einsatz von umweltschonenden Baumaterialien bereits sehr früh im Quartierplan verankert werden. Vor allem die sozialen und egalitären Aspekte des zukünftigen Quartiers wurden gestärkt, beispielsweise durch die Planung verschiedenartiger Wohnungen, die für alle zugänglich sind – junge Menschen, Familien, aber auch die ältere Generation. Dabei wurde Wert auf die bauliche Flexibilität der Wohnungen gelegt, indem sich diese leicht anpassen lassen, wenn sich die Lebensumstände der Menschen verändern. Schliesslich wurden Gemeinschaftsräume geschaffen, die den Bedürfnissen aller entsprechen. Solche Ansätze ermöglichen die Durchführung eines Prozesses, der die verschiedenen Akteure zusammenbringt und dazu verpflichtet, sich wichtige und vor allem gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen. Dazu gehören etwa: Welche soziale Durchmischung wird angestrebt? Wie können ältere Menschen integriert werden? Wie lässt sich ihre Autonomie fördern und das soziale Netz stärken? Wie kann das Gemeinschaftsleben in den öffentlichen Räumen durch den Einbezug der Bewohnerinnen und Bewohner unterstützt werden? Wie lässt sich die Sicherheit gewährleisten?

Weitere Informationen: www.are.admin.ch/nachhaltigequartiere

der Nachhaltigen Entwicklung. Insbesondere bei der Nachhaltigkeitsbeurteilung (NHB) von Projekten hat sich gezeigt, dass diese Aspekte vertieft werden müssen, damit sie gezielter und wirksamer angewendet werden können. Seit rund 15 Jahren überprüfen viele Kantone und Gemeinden ihre Projekte, Tätigkeiten und politischen Strategien anhand von ökonomischen, ökologischen und sozialen Kriterien, um Stärken und Schwächen zu ermitteln und Verbesserungen vorzunehmen. Es existieren also mehrere Referenzsysteme und damit auch eine Vielfalt von Kriterien

(Strategie Nachhaltige Entwicklung des Bundes, Indikatorensysteme, verschiedene Instrumente für die NHB). Deshalb ging es dem ARE in erster Linie darum, diese Kriterien zu analysieren. Danach sollte ein Kriterienset ausgearbeitet werden, das sowohl Nutzerinnen und Nutzer der NHB als auch Fachpersonen aus dem sozialen Bereich akzeptieren würden. Kompetent unterstützt wurden diese Arbeiten durch die Erfa-Gruppe zur Nachhaltigkeitsbeurteilung, die das ARE bereits früher eingerichtet hatte.



ANNE DUPASQUIER ist Biologin. Sie schloss ihr Lizentiat an der Universität Lausanne ab und spezialisierte sich am Hochschulinstitut für öffentliche Verwaltung (IDHEAP) auf den Bereich Umweltmanagement. Danach war sie als Umweltingenieurin und -beraterin in einem privaten Büro tätig, wo sie sich vor allem mit den Bereichen Abfallmanagement und mit Raumplanungsinstrumenten befasste. Seit 2001 arbeitet sie beim ARE als stellvertretende Leiterin der Sektion Nachhaltige Entwicklung. Zu ihrem Aufgabenbereich gehört insbesondere auch die Förderung der Nachhaltigen Entwicklung bei Kantonen und Gemeinden.

Eine breite Palette von Kriterien

Die Überarbeitung der sozialen Kriterien durch das ARE stützte sich einerseits auf wissenschaftliche Grundlagen zum Sozial- und Humankapital und andererseits auf Erkenntnisse aus der Praxis der NHB. So wurden sieben Kategorien oder Ressourcen identifiziert, die wiederum je eine oder mehrere Ressourcenkomponenten umfassen: Institutionen (formelle und informelle), Kultur (kulturelle Identität, Kunst und Kultur), soziale Kohäsion (internationale und nationale Solidarität, soziale Integration und soziale Interaktion), Bevölkerung (Demografie), Bildung (Wissen und Kompetenzen), Arbeit (Einbindung in den Wirtschaftsprozess) und Gesundheit (physische und psychische Gesundheit, Sicherheit). Auch Beurteilungsbereiche wurden definiert: So umfasst beispielsweise die Ressourcenkomponente nationale Solidarität, die zur Ressource soziale Kohäsion gehört, die Bereiche Chancengleichheit, Einkommens- und Vermögensverteilung sowie soziale Unterstützung. Je nach Art eines Projekts sind zudem spezifische Indikatoren zu analysieren, etwa Lohnungleichheit oder Freiwilligenarbeit. Die Projektgovernanz, die in der Regel als fester Bestandteil der sozialen Dimension betrachtet wird, wurde getrennt behandelt. Zu den Kriterien in diesem Bereich gehören eine gute Projektführung, Planung und Evaluation, aber auch die Kommunikation. Ende 2014 hat das ARE zudem mit der Vertiefung der wirtschaftlichen Kriterien begonnen.

BIBLIOGRAPHIE:

ARE (2014) : Soziale Aspekte der nachhaltigen Entwicklung. Grundlagen für die Nachhaltigkeitsbeurteilung von Projekten. Bern
www.are.admin.ch/nhblokal

Die sozialen Determinanten der Gesundheit

Salome von Greyerz

salome.vongreyerz@bag.admin.ch



Gesundheit und Wohlbefinden sind ein hohes gesellschaftliches Gut. Um es zu erhalten gilt es, gute Rahmenbedingungen für alle Bevölkerungsgruppen zu schaffen. Ohne gezieltes Gegensteuern auf verschiedenen Interventionsebenen kann etwa ein Migrationshintergrund, eine Suchterkrankung oder eine Behinderung den Zugang zu einer adäquaten Gesundheitsversorgung erschweren. Auch eine ungesunde Berufstätigkeit oder Armut erhöhen das Krankheitsrisiko.

Zwar haben auch persönliche Faktoren wie die genetische Veranlagung Einfluss auf die individuelle Gesundheit. Doch ob jemand einen gesundheitsfördernden oder -schädigenden Lebensstil pflegt, wird entscheidend von familiären, sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Rahmenbedingungen bestimmt.

Oft handelt es sich dabei um Rahmenbedingungen, die durch Politiken ausserhalb der eigentlichen Gesundheitspolitik gesteuert werden. So hängt etwa das gesundheitsfördernde Verhalten in hohem Mass vom Bildungsstand, von der Art der Berufstätigkeit und vom sozialen Umfeld der Person ab. Gesundheitspolitische Massnahmen greifen deshalb oft zu kurz und werden von Trends aus anderen Politikfeldern überlagert.

Soziale Ungleichheit und Gesundheit

Auch in der Schweiz sind die Chancen, ein gesundes Leben zu führen, ungleich auf die verschiedenen sozialen Gruppen verteilt. Diese Ungleichheit zeigt sich in der Statistik im sozialen Gefälle verschiedener Gesundheitsindikatoren. Dazu gehören zum Beispiel die Differenz bei der Anzahl beschwerdefreier Lebensjahre oder die unterschiedliche Lebenserwartung je nach sozio-ökonomischer Zugehörigkeit.

Vor der Einführung sozialstaatlicher Massnahmen zur finanziellen Absicherung im Fall von Krankheit oder Unfall im 19. und 20. Jahrhundert, erklärte sich gesundheitliche Ungleichheit häufig durch den sozialen Abstieg, den eine schwere Krankheit oder ein Unfall mit sich brachte. Heute ist allgemein anerkannt, dass es auch den umgekehrten Zusammenhang gibt: Die Auswirkungen der Armut auf den Gesundheitszustand sind vielfach sogar stärker als die Auswirkungen einer Krankheit auf die sozioökonomischen Lebensbedingungen. Die wissenschaftliche Literatur kennt dafür verschiedene Erklärungsansätze. Das in der Abbildung dargestellte Modell von Mielck (2010) ist breit anerkannt und illustriert die beiden Wirkungsketten «Armut macht krank» (ausgezogene Pfeillinie unten in Grafik 1) und «Krankheit macht arm» (vgl. durchbrochene Pfeillinie in Grafik 1).

→ Die soziale Lage (a) prägt den Lebensstil (b) und wirkt sich direkt auf den Gesundheitszustand aus: Je nach Wohnort sind die Belastungen aufgrund von schlechter Luftqualität, Lärmimmission und unzureichender Wohnqualität wie fehlendem Erholungsraum beträchtlich. Mangelnde soziale Unterstützung respektive soziale Ausgrenzung stellen ebenfalls ein gesundheitliches Risiko dar.

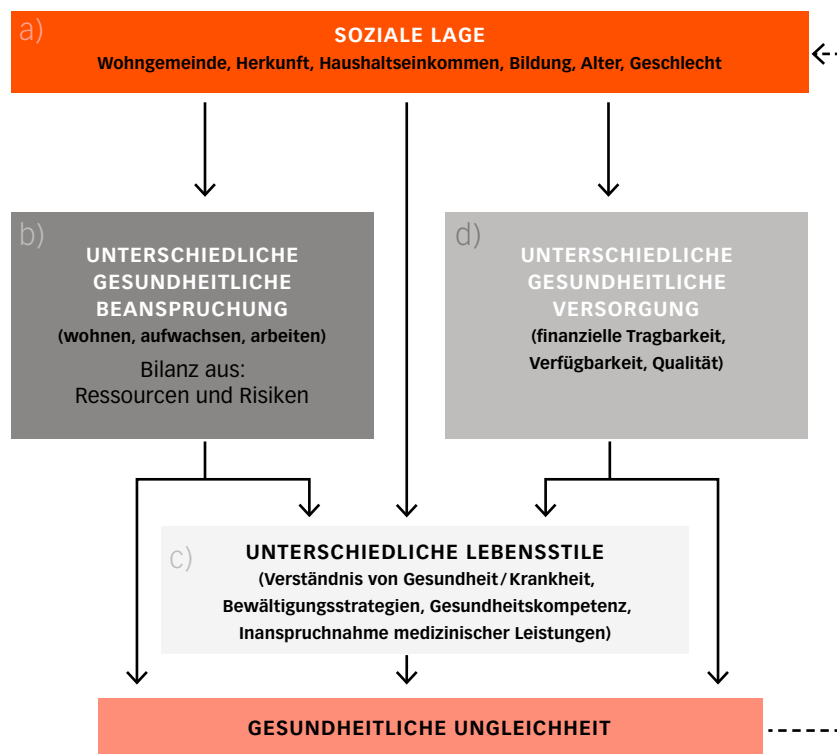
→ Je nach Lebenssituation kumulieren sich die gesundheitlichen Risiken und Belastungen über die Jahre: Je früher ein Mensch einem gesundheitlichen Risiko wie zum Beispiel einer entwicklungspsychologischen Beeinträchtigung in der Kindheit ausgesetzt ist, desto bedeutender sind die Auswirkungen auf die nachfolgende Entwicklung (c). Während Männer eher unter gesundheitlichen Risiken aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit – etwa im Baugewerbe – leiden, sind gesundheitliche Belastungen bei Frauen vor allem auf soziale Risiken, beispielsweise als Alleinerziehende, zurückzuführen. Ebenfalls erhöhen andauernde Belastungssituationen, mangelnde Autonomie und Kontrolle sowie zu wenig Partizi-

pation in Entscheidungsprozessen am Arbeitsplatz das Krankheitsrisiko. Ein höheres Risiko zu erkranken haben auch erwerbslose Frauen und Männer. Häufiger als andere Bevölkerungsgruppen sind insbesondere auch Migrantinnen und Migranten sowie Menschen mit Behinderungen der Kumulierung solcher belastender Faktoren ausgesetzt. Nachfolgend zwei Lesebeispiele zur Grafik:

→ Bei lang andauernden Krankheitsverläufen nehmen auch die Risiken für gesundheitliche Ungleichheit innerhalb des Gesundheitssystems zu (d). Sie umfassen Risiken beim Zugang zum Angebot innerhalb der Gesundheitsversorgung, bei der Verfügbarkeit und Qualität der Angebote sowie der finanziellen

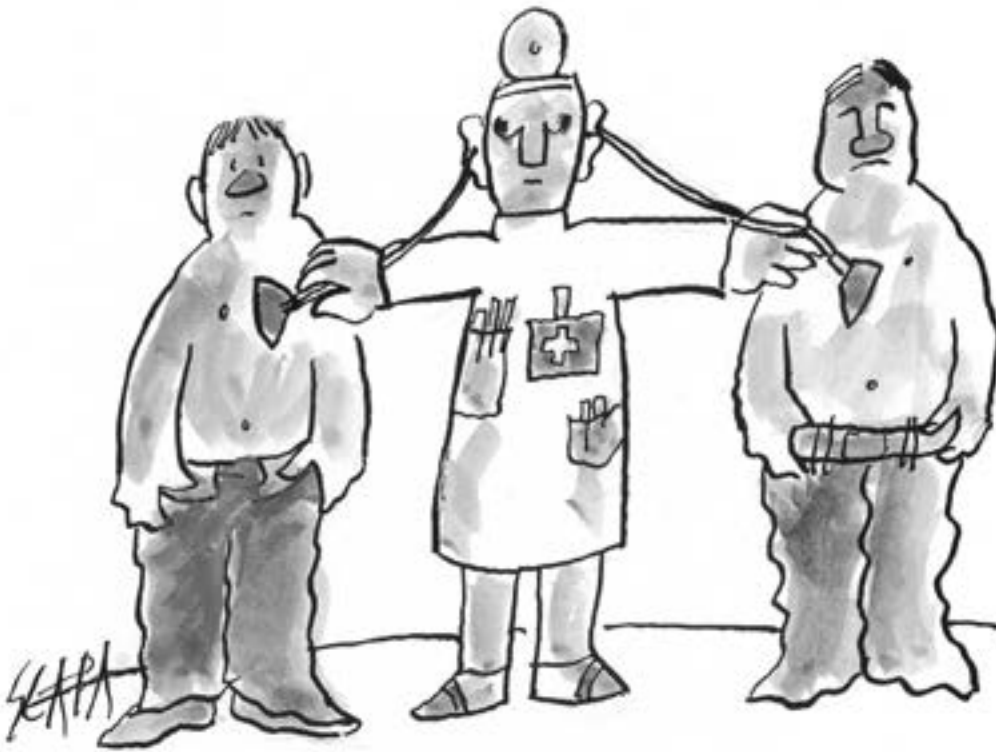
Tragbarkeit der anfallenden Kosten. Je nach Region gibt es in den Behandlungsangeboten eine Unter- oder Überversorgung etwa im Bereich der Psychiatrie. Die soziale Nähe beziehungsweise Distanz zwischen Behandelnden und ihren Patientinnen und Patienten wirkt sich auf die Qualität von Kommunikation und Diagnostik und damit auf die Qualität der medizinischen Behandlung aus.

→ Versorgungssystem (d) und Gesundheitskompetenz (b): Menschen mit geringer Schulbildung nehmen im Versorgungsbereich überproportional häufig Notfall- und allgemeinärztliche Dienste in Anspruch. Gleichzeitig unternehmen sie sehr viel weniger zur Früherkennung von Krankheiten.



Armut macht krank → Krankheit macht arm --->

(Quelle: nach Mielck, 2010)



Handlungsansätze auf mehreren Ebenen

Als besonders erfolgversprechend und wirkungsvoll gelten Interventionen, die den Abbau gesundheitlicher Ungleichheit gleichzeitig auf mehreren Ebenen und mit Massnahmen vorantreiben, die aufeinander abgestimmt sind.

→ *Interventionsebene «Soziale Determinanten»*: In den letzten Jahren hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass gesundheitliche Ungleichheit wesentlich von den gesundheitsrelevanten Lebensbedingungen beeinflusst wird. Zur Förderung der gesundheitlichen Chancengleichheit sind deshalb sektorübergreifende Massnahmen auf der Ebene der Gesellschaftsstrukturen, also auf der Makroebene, erfolgversprechend. Das heisst, dass im Rahmen einer gesundheitspolitischen Anwaltschaft – der sogenannten «Advocacy»

– mit anderen Politikbereichen zusammenge- arbeitet werden sollte. So können Faktoren, die ausserhalb des Gesundheitswesens liegen, zugunsten einer verbesserten Gesundheit der gesamten Bevölkerung beeinflusst werden. Insbesondere sollten Steuer-, Sozial-, Bildungs-, Wohn- und Umweltpolitik einbezogen werden.

→ *Interventionsebene «Gesundheitsfördernde Settings»*: Mit dem Setting-Ansatz wird die Gesundheit von Bevölkerungsgruppen in spezifischen Lebenswelten gefördert, beispielsweise durch niederschwellige Interventionen in Schulen, Betrieben oder Quartieren. Der Setting-Ansatz ermöglicht zudem, im Rahmen einer Partizipation alle Beteiligten einzubeziehen.

→ *Interventionsebene «Gesundheitsversorgung»*: Grundsätzlich ist zwar für alle Ver-

sicherten ein chancengleicher Zugang zur Grundversorgung im Notfall, in der Akutbehandlung und in der Langzeitpflege über die obligatorische Krankenversicherung sichergestellt. In der Praxis können jedoch verschiedene Barrieren wie zum Beispiel die Stigmatisierung und Tabuisierung psychischer Krankheiten oder sprachliche und kulturelle Verständigungsschwierigkeiten den Zugang erschweren. Deshalb sind Massnahmen, die den barrierefreien Zugang fördern, zu intensivieren. Dazu gehören Dolmetscherdienste oder die Förderung der Kompetenzen der Gesundheitsfachpersonen, damit diese im Umgang mit Menschen, die besondere psychische oder soziale Bedürfnisse haben, wie es bei vielen Suchtkranken respektive Personen mit Migrationshintergrund der Fall ist, besonders geschult werden.



SALOME VON GREYERZ, *1968, promovierte in Immunologie und absolvierte Nachdiplomstudien in angewandter Ethik sowie Management im Gesundheitswesen. Sie ist seit 2002 für das Bundesamt für Gesundheit tätig, seit 2011 als Leiterin der Abteilung Gesundheitsstrategien. Salome von Greyerz ist Mitglied des Büros des Interdepartementalen Ausschusses Nachhaltige Entwicklung des Bundes (IDANE).



Mobilität und soziale Gerechtigkeit: Die Frage der Geschwindigkeit

Vincent Kaufmann
vincent.kaufmann@epfl.ch
Ander Audikana
ander.audikana@epfl.ch

In der Raumplanung ist die Geschwindigkeit implizit ein Synonym für soziale und wirtschaftliche Entwicklung. Diese positive Vorstellung von Geschwindigkeit hat zur Schaffung von Verkehrsnetzen in der ganzen Schweiz geführt. Das Ziel ist nicht nur, die Anbindung aller Landesteile zu verbessern und ihre Entwicklung zu ermöglichen, sondern auch, stark befahrene Strecken zu entlasten und einen flüssigen Verkehr zu gewährleisten. Dieses Konzept, das heute noch sehr verbreitet ist, stösst allerdings an seine Grenzen.

Von den Indikatoren einer Nachhaltigen Entwicklung, die in der Raumplanung zur Anwendung kommen, werden jene des sozialen Pfeilers oft vernachlässigt. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass die sozialen Dimensionen der Planung sowohl komplex als auch schwer mess- und quantifizierbar sind. Ein Beispiel ist der Zusammenhang von Mobilität und Lebensqualität.

In der Schweiz hat sich die Geschwindigkeit der verschiedenen Verkehrsträger von 1994 bis 2010 erhöht. Mit Ausnahme des Velos, das nach wie vor 13,4 km/h schnell fährt, und des Motorrads sind die meisten Transportmittel heute rasanter unterwegs. Nicht alle Ver-

kehrsträger sind aber im gleichen Mass schneller geworden. So ist die Durchschnittsgeschwindigkeit der Züge um rund 23 Prozent (von 50 auf 60 km/h) und jene des Fussgängerverkehrs um 15 Prozent (von 4,2 auf 4,9 km/h) gestiegen. Hingegen erhöhte sich das Tempo der Autos in der gleichen Zeitspanne um weniger als 5 Prozent (von 37 auf 38,6 km/h) und jenes der Busse und Trams um weniger als 8 Prozent (von 16,8 auf 18,1 km/h). Insgesamt ist die Beschleunigung aber ein prägendes Merkmal der täglichen Mobilität der Schweizer Gesellschaft.

Die Art und Weise, wie sich die Menschen fortbewegen, entwickelt sich in den Kernstädten

«Sage mir,
wie schnell
du reist, und
ich sage dir,
wer du bist.»

Ivan Illich (1973)

und den Vorortsgemeinden seit rund zehn Jahren unterschiedlich. Dieser Trend lässt sich in zahlreichen Agglomerationen in Europa und der Schweiz beobachten. So setzt die Bevölkerung in den Städten weniger auf Motorfahrzeuge und benutzt im Alltag eher den öffentlichen Verkehr und das Velo oder ist zu Fuss unterwegs. Dabei scheint die Langsamkeit innerhalb dieses Perimeters zu einer begehrten urbanen Qualität geworden zu sein. In den Randgemeinden und ausserhalb der Agglomerationen ist das Gegenteil der Fall: Das Auto wird immer häufiger verwendet und die Motorisierung, die oft bereits sehr hoch ist, nimmt ebenfalls weiter zu. Hinter der allgemeinen Feststellung, dass die Geschwindigkeit der Fortbewegung zunimmt, verbergen sich also grosse gebietsabhängige Unterschiede: In den Kernstädten ist eine Verlangsamung festzustellen, während das Tempo in periurbanen Gegenden und ausserhalb der Agglomerationen ständig zunimmt. Anders ausgedrückt, dem Modell der langsamen Stadt steht ein periurbanes Gebiet gegenüber, das sich zunehmend beschleunigt.

Diese divergierenden Tendenzen sind das Ergebnis verkehrspolitischer Strategien, die das Zentrum der Agglomerationen vom Au-



toverkehr befreien wollen. Dazu werden der Autoverkehr und die Zahl der Parkplätze eingeschränkt, während gleichzeitig das Bus-, Tram- und Metro-Angebot ausgebaut und die Qualität des öffentlichen Raums für Personen, die zu Fuss oder mit dem Velo unterwegs sind, verbessert wird. Die politischen Vertreterinnen und Vertreter der Kernstädte freuen sich in der Regel über weniger Autoverkehr auf ihrem Stadtgebiet. Wenn man jedoch etwas genauer hinschaut, dann zeigt

sich, dass diese Entwicklung meist negative Auswirkungen auf die Gemeinden im Agglomerationsgürtel hat. Diese erben nämlich nicht nur den Verkehr, der aus dem Zentrum verbannt wird, sondern auch alle damit verbundenen Belästigungen. Diese Situation stellt eine Gefahr für den sozialen Zusammenhalt in städtischen Agglomerationen dar und kann zu einer verstärkten Segregation führen. Beispielsweise dürfte die Förderung von «ökomobilien» Verkehrsmitteln in

den Stadtzentren zur Überalterung beitragen, weil dort die Mieten steigen, während sich in den umliegenden Gemeinden gleichzeitig Tendenzen eines sozialen Abstiegs und der Verarmung bemerkbar machen können.

Eine effiziente Verkehrspolitik muss in allen Gebieten eine gute Lebensqualität ermöglichen. Eine unterschiedliche Regelung der Geschwindigkeit – durch die Definition von langsamen und schnellen Zonen – löst die Frage der Ungleichheit und der sozialen Gerechtigkeit nämlich nicht. Ganz im Gegenteil: Selektive Politiken bezüglich der Geschwindigkeit können diskriminierende Auswirkungen auf die Bevölkerung haben. Während im alten Modell gewisse negative Folgen der Beschleunigung – wie etwa Verschmutzung, Lärm oder Staus – ziemlich gleichmässig verteilt waren, kann eine unterschiedliche Geschwindigkeitsregelung eine Konzentration dieser Belästigungen auf bestimmte Gruppen fördern. Langsame Räume können so zu einem Luxus von privilegierten Gebieten und Bevölkerungsgruppen werden. Das führt zu Gegensätzen wie Zentrum versus Peripherie, wohlhabende Gesellschaftsschichten versus weniger begüterte Bevölkerungsgruppen. Zwar bietet das Modell der «langsamen Stadt» Vorteile, dank denen sich eine nachhaltige städtische Entwicklung vorantreiben lässt. Aber die Auswirkungen, die eine Umsetzung dieser Politik der Langsamkeit auf die soziale Gerechtigkeit hat, dürfen keinesfalls unterschätzt werden. Indem Beschleunigung und Langsamkeit auf selektive Weise kombiniert werden, erhöht sich die Gefahr einer ungleichen Verteilung der geschwindigkeitsbedingten Vorteile und Belastungen in den verschiedenen Gebieten.

Langsamkeit als neue, kostbare Ressource

Eine Raumplanung, die sowohl die Nachhaltige Entwicklung als auch den sozialen Zusammenhalt im Visier hat, muss sich die Frage stellen, wie sich ein gleichberechtigter Zugang



zu Zonen von unterschiedlichen Geschwindigkeiten gewährleisten lässt. Im lange Zeit dominanten Modell einer Raumentwicklung durch schnelle Verkehrsträger galt ein höheres Tempo generell als bevorzugtes Mittel, um die räumliche Anbindung und den sozialen Zusammenhalt sicherzustellen. Die Beschleunigung galt als Faktor, der einen zugänglichen, integrativen und störungsfreien Raum schafft. Nachdem die Langsamkeit nun mehr zu einer begehrten sozialen und urbanen Qualität geworden ist, müssen die verkehrspolitischen und raumplanerischen Strategien dazu beitragen, dass sie nicht nur

auf ein paar wenige zentrale Perimeter beschränkt bleiben, zu denen bloss begünstigte Bevölkerungsgruppen Zugang haben. Die positiven Auswirkungen der Langsamkeit in Bezug auf die Nachhaltige Entwicklung dürfen nicht über die Gefahr einer sozialen Segregation hinwegtäuschen, die mit ihrer Durchsetzung verbunden ist. Wer eine Demokratisierung der Geschwindigkeit anstrebt, muss sich auch für eine gerechte Verteilung der Langsamkeit interessieren, die eine neue, kostbare Ressource verkörpert.



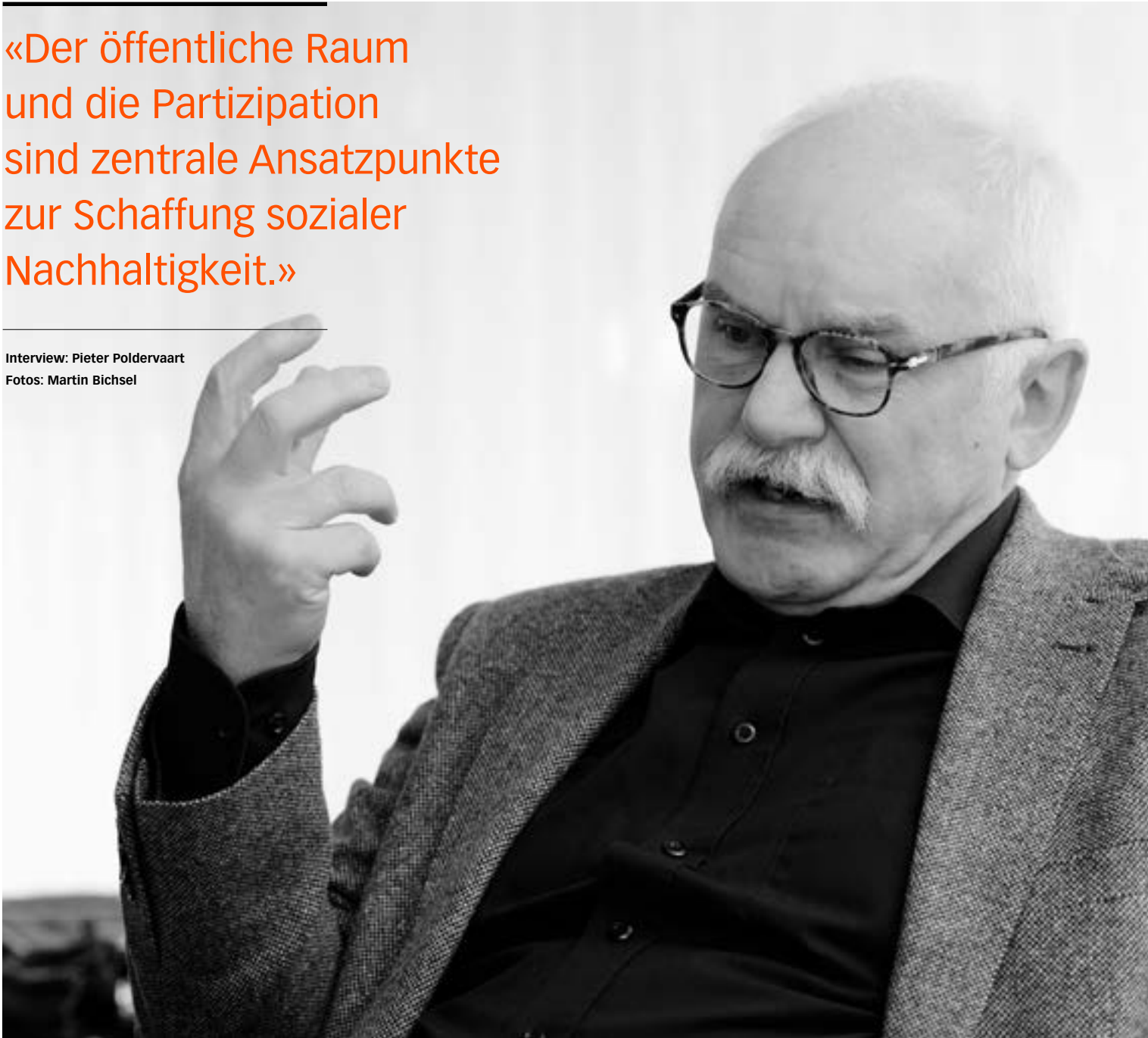
VINCENT KAUFMANN, *1969, ist Professor für Stadtsoziologie und Mobilitätsanalyse an der ETH Lausanne, wo er das Laboratorium für Stadtsoziologie (LaSUR) leitet. Er war Gastforscher an der University of Lancaster, an der Ecole Nationale des Ponts et Chaussées in Paris (Nationale Hochschule für Brücken- und Strassenbau) und an der Université catholique de Louvain-la-Neuve. Seine neuste Publikation trägt den Titel «Retour sur la ville» (Presses Polytechniques et Universitaires Romandes).



ANDER AUDIKANA, *1983, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Laboratorium für Stadtsoziologie (LaSUR) der ETH Lausanne und Forscher an der Universität Deusto. Nach einem Doktorat an der Université Paris-Est forschte er im Rahmen des Fulbright Schuman-Programms an der George Mason University und der University of California in Berkeley.

«Der öffentliche Raum
und die Partizipation
sind zentrale Ansatzpunkte
zur Schaffung sozialer
Nachhaltigkeit.»

Interview: Pieter Poldervaart
Fotos: Martin Bichsel



Die soziale Dimension der Nachhaltigen Entwicklung durchdringt alle Lebensbereiche. Doch viel zu oft wird sie bloss als Anhängsel der ökologischen und ökonomischen Nachhaltigkeit betrachtet. An deren Ausgestaltung sollten die Betroffenen allerdings partizipieren können. Gleichzeitig gilt es auch, die Verteilungsfrage zu stellen und die Wirtschaft in die Pflicht zu nehmen, meinen Equiterre-Direktorin Natacha Litzistorf und Caritas-Direktor Hugo Fasel im Gespräch.

Frau Litzistorf, in Rio 1992 wurde Nachhaltigkeit vor allem als Vereinbarkeit von wirtschaftlicher und ökologischer Entwicklung gesehen. Ist die dritte Dimension inzwischen im öffentlichen Bewusstsein angekommen?

Litzistorf: Der soziale Bereich war in der Vergangenheit tatsächlich das Stiefkind der Nachhaltigkeitsdiskussion. Leider wird die Bedeutung der sozialen Nachhaltigkeit in der breiten Öffentlichkeit noch immer nicht verstanden. Etwas besser ist es bei den Politikerinnen und Politikern sowie der Verwaltung. Hier hat man zudem erkannt, dass sich Investitionen in diese Dimension der Nachhaltigkeit auch finanziell lohnen.

Was meinen Sie damit?

Litzistorf: Man muss die Anstrengungen, die soziale Dimension der Nachhaltigkeit zu stärken, als Investition in die aktuellen und zukünftigen Generationen und in den sozialen Zusammenhalt unseres Landes verstehen. Gerade angesichts der derzeit knappen Finanzen der öffentlichen Hand ist es daher wichtig, dass man hinterfragt, warum für Soziales nicht genügend budgetiert wird.

Herr Fasel, Sie sind schon lange in der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit aktiv.

Wenn das Thema jetzt breiter ins öffentliche Bewusstsein gerät, nimmt das der Caritas den Wind aus den Segeln?

Fasel: Uns geht die Arbeit noch lange nicht aus, leider. Doch bevor ich ins Detail gehe, möchte ich die Rahmenbedingungen klären. Für mich hat die Nachhaltigkeit neben den drei genannten auch noch eine vierte Dimension: die Demokratie und die Partizipation der Bevölkerung. Ich plädiere für eine breite demokratische Einbindung der Bevölkerung. Eine zweite Frage ist: Wie begegnen wir der Entleerung des Begriffs?

Frau Litzistorf, ist der Begriff der Nachhaltigkeit tatsächlich dabei, zu einer Leerformel zu werden?

Litzistorf: Es ist schon so, dass jeder den Begriff nach seiner Façon interpretiert. Und das erschwert es natürlich, den echten Inhalt zu kommunizieren: Wenn wir beispielsweise von der Nachhaltigkeit von Transportsystemen sprechen, werden ganz verschiedene Lobbys den Begriff für ihre Klientel in Anspruch nehmen. Und ob TCS oder VCS, beide werden überzeugt sein, alle drei Dimensionen berücksichtigt zu haben. Dennoch glaube ich nicht, dass eine neue Bezeichnung daran etwas ändern könnte.

Fasel: Nachhaltigkeit ist für mich ein Politikkonzept, das fähig ist, drei oder vier Dimensionen gleichzeitig zu beobachten und aufeinander abzustimmen. Das ist anspruchsvoll und steht im Widerspruch zum gängigen eindimensionalen Politikkonzept.

Wenn nun der soziale Bereich stärker in den Fokus der Politik rückt: Wo sind die Baustellen?

Fasel: Folgende Zahlen illustrieren das relativ einfach: Die Schweiz mit ihren acht Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern hat heute das grössere Bruttoinlandprodukt als

«Es ist schon so, dass jeder den Begriff Nachhaltigkeit nach seiner Façon interpretiert.»

NATACHA LITZISTORF

die 20 ärmsten Länder der Welt – die zusammen eine Bevölkerung von 815 Millionen Menschen umfassen.

Also hat die Ankurbelung der Wirtschaft Priorität?

Fasel: Wirtschaft soll dazu dienen, unser Leben zu sichern. Als Selbstzweck gedacht ist Wirtschaftswachstum wertlos. Trotz hervorragender Konjunktur registriert die Schweiz steigende Armutszahlen. Heute gibt es 650'000 Armutsbetroffene, davon 260'000 Kinder. Das relativiert den wirtschaftlichen Fortschritt. Mit Menschen, deren wirtschaftliche Existenz nicht gesichert ist, ist es zudem wesentlich schwieriger, über Ökologie zu sprechen. Die Verteilungsfrage ist daher zentral.

Falls wir nicht bei der Wirtschaft ansetzen, auf welche Instrumente setzen Sie?

Litzistorf: Die von Herrn Fasel bereits angesprochene Partizipation der Betroffenen ist tatsächlich zentral. Wie das geht, zeigt die Berücksichtigung der Anliegen der Alten in der Vergangenheit: Man versuchte, gute Voraussetzungen zu schaffen, damit diese Altersgruppe lange und möglichst autonom im vertrauten Umfeld verbleiben kann.

Irgendwann kam die Rückmeldung aus dieser Gruppe, man solle auch den öffentlichen Raum einbeziehen. Denn heute werden dort die sozialen Beziehungen geknüpft.

Fasel: Die Menschen im Pensionierungsalter können ihre Anliegen tatsächlich wirkungsvoll vertreten. Es gilt auch zu beachten, dass die längere Lebenszeit eine zusätzliche Generation hervorgebracht hat. Die 65- bis 80-Jährigen halten unsere Gesellschaft stabil und fit: Sie machen in Vereinen mit und betreuen zum Teil ihre Enkel.

Und wie sollen die Stadtplaner mit dem wichtiger werdenden öffentlichen Raum umgehen?

Litzistorf: Nötig ist eine Umkehrung der Reihenfolge in der Planung. Statt zuerst den Siedlungsraum zu definieren, sollten umgekehrt der öffentliche und der Freiraum am Anfang stehen. Das erlaubt es, gegen eine räumliche Segregation von Jung und Alt respektive von Wohlhabenden und Unterschicht vorzugehen. Die soziale Durchmischung ist eine Forderung, die man theoretisch zwar bejaht, der man sich aber immer neu stellen muss. Und zwar, bevor man die Häuser hochzieht.

Funktioniert das Konzept der Durchmischung?

Litzistorf: Nicht immer. Kürzlich leitete ich in einem sogenannten Problemquartier einen

Workshop mit zehn Personen unterschiedlichster Nationalitäten und Religionen. Mehrere Teilnehmer meinten, es sei doch eigentlich ganz gut, ein wenig «unter sich» zu bleiben, statt das Quartier zu durchmischen. Auch das ist Partizipation: Womöglich will die Bevölkerung etwas anderes, als wir Expertinnen für sie vorgesehen haben. Entweder man akzeptiert dies, oder man verzichtet von Anfang an auf eine Befragung.

Herr Fasel, was sind Ihre Erfahrungen?

Fasel: Die Partizipation ist wichtig, kann aber auch zum Problem werden. Beispielsweise dann, wenn sich vor allem die Alteingesessenen artikulieren. Das kann dazu führen, dass einzig der Status quo zementiert wird.



«Die Partizipation ist wichtig, kann aber auch zum Problem werden.»

HUGO FASEL

Was braucht es, damit der Einbezug der Bevölkerung gelingt?

Litzistorf: Nach 20 Jahren Arbeit auf diesem Gebiet bin ich zur Erkenntnis gelangt, dass man nicht von aussen fertige Lösungen für eine Gruppe oder ein Quartier entwickeln soll, sondern diese Lösungen zusammen mit der Gruppe oder dem Quartier erarbeiten muss. Es ist wie bei der Gesundheitsförderung: Die Betroffenen müssen mitmachen wollen,

HUGO FASEL, *1955, studierte Wirtschaft an der Universität Freiburg. 1986 wurde er Zentralsekretär des Christlichnationalen Gewerkschaftsbundes und sass von 1991 bis 2008 im Nationalrat. Seit 2008 ist Fasel Direktor von Caritas Schweiz.

sonst nützen kluge Tipps wenig. Lange dachten wir, Experten könnten das Glück der Leute quasi herbeizwingen.

Und wo sind die Grenzen der Partizipation?

Litzistorf: Wichtig ist, den Menschen zu erklären, dass Quartiergestaltung kein Selbstbedienungsladen ist. Ein Beispiel: Wasser ist im öffentlichen Raum sehr beliebt, als Brunnen oder in Form eines Bachs. Doch wenn es technisch oder finanziell nicht machbar ist, muss man ihnen das frühzeitig deklarieren. Einiges kann die Planung aber proaktiv steuern. Wenn man etwa bewusst einen gewissen Anteil Sozialwohnungen verlangt, hat das Einfluss auf die Rentabilität einer Überbauung. Deshalb müssen Politik und Verwaltung geeint hinter solchen Forderungen stehen.

Und tun sie das?

Fasel: Mitnichten! Aktuell findet vielerorts statt einer stärkeren Durchmischung eine Entmischung statt. So geben etwa immer mehr Gemeindeverantwortliche die Devise aus, armutsbetroffenen Wohnungssuchenden möglichst keine Wohnung zuzuweisen. Das sind keine Einzelfälle mehr. Ein zweites Problem ist, dass es keine Wohnbaupolitik für sozial Schwache mehr gibt. Nur gerade ein oder zwei Kantone berücksichtigen diese Armutsbetroffenen in der Siedlungspolitik. Und schliesslich gibt es Kantone, die mit ihrem Richtplan die Entmischung gezielt steuern. Im Kanton Zug etwa finden Sie keine sozial Schwachen – weil die für die entsprechenden Bauten nötigen Zonen schlicht Einfamilienhäusern oder Luxus-Appartments zugewiesen werden. Auch das Bundesamt für Wohnungswesen hat für diese Klientel kein Konzept.

Warum tut sich nicht mehr?

Fasel: In den letzten Jahren haben wir Milliarden von Franken in die Bedürfnisse älterer Menschen investiert, von Teilbetreuung über

gemischtes Wohnen bis zum Generationenhaus ...

... wurde das Geld falsch eingesetzt?

Fasel: Keinesfalls, das Beispiel zeigt bloss, dass die Gemeinden durchaus fähig sind, sich für eine bestimmte Gruppe zu engagieren. Und die älteren Menschen haben das Stimmrecht. Ich will damit keineswegs gegen die Älteren polemisieren, sondern nur zeigen, dass gesellschaftliche Teilhabe stark vom Stimmrecht abhängig ist. Armutsbetroffene, häufig Ausländer, werden mangels Stimmrecht von den Parteien kaum berücksichtigt.

Wie drückt sich dies aus?

Fasel: Nehmen wir eine Kleinstadt, wo es öffentliche Investitionen in altersgerechtes Wohnen geben soll. Die Betroffenen werden geschlossen zur Gemeindeversammlung gehen und für ein Ja sorgen, selbst dann, wenn es die Gemeinde finanziell stark belastet. Hier funktioniert die Partizipation – weil die Betroffenen politisches Gewicht haben.

Litzistorf: Eine weitere Problematik habe ich kürzlich im Stadtparlament von Lausanne erlebt. Ich reichte einen Vorstoss ein, um die Wohnungssituation analysieren zu lassen, und zwar nicht nur jene in der Kernstadt, sondern in der ganzen Agglomeration. Ich erhielt den Bescheid, man habe keine Kompetenzen, über die Stadtgrenze hinaus aktiv zu werden. Nicht nur Planungsvorhaben, sondern nur schon die Situationsabklärung beisst sich an unserem kleinräumigen Föderalismus die Zähne aus.

Ein aufs Lokale beschränktes Denken verhindert also, dass man bessere Wohnsituationen für Armutsbetroffene schafft?

Litzistorf: Nicht nur Lösungen für sozial Schwache fehlen, sondern kohärente Siedlungskonzepte generell. Dazu gehört auch die soziale Durchmischung, was wiederum mit der Steuerpolitik zusammenhängt. Denn selbst wenn Städte offen für Armutsbetroffene sind, brauchen sie daneben auch ein zahlungskräftiges Steuersubstrat. Jedenfalls wäre es sehr wertvoll, auf Agglomerations-



NATACHA LITZISTORF, *1968, studierte Politikwissenschaften an der Universität Genf. Seit 2001 ist sie Direktorin von equiterre, seit 2014 Präsidentin der Fédération Romande des Consommateurs (FRC). Seit 2008 ist sie Mitglied des Parlaments der Stadt Lausanne.



ebene zu diskutieren, statt raumplanerische Ausgrenzung zu praktizieren.

Herr Fasel, denken wir zu kleinräumig?

Fasel: Leider ja. Diese Fragen sprengen den kommunalen, teilweise auch den kantonalen Rahmen. Mit der Subsidiarität haben wir zwar gute Möglichkeiten, kleinere Probleme auf einer unteren Ebene zu lösen. Wenn diese Subsidiarität aber umschlägt in Defensive und Abschottung, dann schieben wir die Probleme, die wir gemeindeübergreifend lösen müssten, nur in die Peripherie ab – was am Ende zu Zuständen führt, wie wir sie aus den Vorstädten in Frankreich kennen.

Müssten auch Kantone und Bund aktiver werden?

Litzistorf: Bund und Kantone sollten die Gemeinden primär dazu motivieren, die Partizipation zu fördern – diese jedoch nur im Notfall mit Sanktionen durchsetzen. Allerdings ist es sehr anspruchsvoll, verschiedene Politiken in Einklang zu bringen. So wird etwa die Verantwortung für die Gesundheitspolitik einfach an die Kantone delegiert, obwohl gerade auf Gemeindeebene viel Potenzial vorhanden wäre, um die Gesundheit der lokalen Bevölkerung zu verbessern.

Tut auch hier ein überregionales Denken not?

Fasel: Unbedingt. Doch müssen wir nicht nur in grossen Einheiten, also überregional denken, sondern auf der anderen Seite auch bis zur kleinsten Einheit heruntergehen. Wenn wir von Subsidiarität sprechen, müssen wir auch das Quartier und das einzelne Individuum erreichen. Denn am Schluss der Kette hängt sehr vieles vom Individuum ab: Der Bund kann kontrollieren, der Kanton organisieren, die Gemeinde planen – aber wenn das Individuum kein Interesse an gemischten Quartieren hat und sich nur in immer denselben gesellschaftlichen Kreisen bewegt, stossen die besten Vorhaben an ihre Grenzen. Die Neugier des Individuums kann man nicht herbeikommandieren.

Eine Möglichkeit wäre, die Vereine zu fördern...

Fasel: Stimmt, diese Organisationen brechen aber zunehmend zusammen. Denn die Ökonomisierung unserer Gesellschaft ist schon so weit fortgeschritten, dass Freiwillige, die Vereinsarbeit leisten, hinter vorgehaltener Hand als unverbesserliche Gutmenschen tituliert werden. So werden diese wichtigen Begegnungsplattformen für unterschiedliche Gesellschaftsgruppen rar. Das Ergebnis sieht

man dann in Abstimmungen: Ausgerechnet Regionen, wo es kaum Ausländer gibt, stimmen gegen die Zuwanderung.

Litzistorf: Das Individuum ist tatsächlich zentral. Der Staat muss deshalb Rahmenbedingungen schaffen, dass sich die Neugier der Einzelnen entfalten kann. Nicht eine Planung von oben nach unten, sondern eine Planung, die Möglichkeiten zur Beteiligung schafft. Inwiefern sie von diesem Angebot dann Gebrauch machen wollen, muss dann jeder selbst entscheiden.

Wie steht es mit Anreizen?

Litzistorf: Für viele wirkt es motivierend, wenn eine kleine Belohnung winkt, etwa die Ernte aus Gemeinschaftsgärten, die wir in benachteiligten Quartieren betreiben. Die Auswirkungen solcher Projekte sind vielfältig: Man verrichtet gemeinsam schweisstreibende Arbeit, kommt dabei in Kontakt mit Menschen aus fremden Kulturen und Sprachregionen, und am Ende erntet man auch gemeinsam. Dann sind jeweils alle stolz auf das, was sie geleistet haben. Zudem konnten wir beobachten, wie das Bewusstsein für einheimisches und saisonales Gemüse stieg. Das ist Gesundheitsförderung pur und deutlich erfolgreicher als all die Top-down-Ansätze, die das Ernährungsverhalten mit grossen Werbekampagnen ändern wollen.

Was Politik, Staat und Zivilgesellschaft tun müssten, haben wir jetzt diskutiert. Zum Schluss noch die Frage: Wie steht die Wirtschaft in der Pflicht?

Fasel: Die Wirtschaft entscheidet wesentlich über die Einkommensverteilung. Die Wirtschaft hat auch eine ökologische Verantwortung, und zwar auf globaler Ebene. So beherbergt Zug als Sitz von Rohstoffkonzernen einige Weltmeister der Umweltverschmutzung. Entsprechend gross ist die Verantwortung der Wirtschaft. Eine weitere Tatsache sind die

«Die Wirtschaft hat auch eine ökologische Verantwortung, und zwar auf globaler Ebene.»

HUGO FASEL

mehreren hunderttausend Working Poor in unserem Land. Diese Zielgruppe hat wohl keine Zeit für Urban Gardening... Zuerst braucht es also ein existenzsicherndes Gehalt. Hier steht die Wirtschaft in der Pflicht.

Litzistorf: Working Poor machen durchaus in Gemeinschaftsgärten mit, einige von ihnen betrachten diese Möglichkeit sogar als drittes Einkommen. Ihre Motivation ist das günstige und gute Gemüse. Aber nun zur Rolle der Wirtschaft. Ich stehe hinter dem Prinzip der gemeinsamen, aber differenzierten Verantwortung: Wir sitzen alle im selben Boot, aber nicht alle als Kapitän. In den letzten Jahren hat die Wirtschaft ihre soziale Verantwortung teilweise vernachlässigt. In unseren Projekten können wir zeigen, dass aus ihnen oft ein Nutzen resultiert, der durchaus auch wirtschaftlich zählt.

Wie sieht dieser Profit aus?

Litzistorf: Ersetzt man einen sterilen Rasen durch einen Quartiergarten, kommen sich die Menschen näher. Das bedeutet auch, dass die Liegenschaftseigentümer weniger Probleme wegen Nachbarschaftsstreitigkeiten haben. Ähnliche Erfahrungen machte man auch in Strafanstalten, wo gemeinsame Projekte halfen, die Aggressivität der Insassen zu ver-



ringern. Ein anderes Beispiel ist die Rentabilisierung von Brachen durch SBB Immobilien: Projekte, die nicht breit abgestützt sind, scheitern häufig. Entsprechend setzen die SBB regelmässig auf partizipative Prozesse – in ihrem ureigenen wirtschaftlichen Interesse.

Die Wirtschaft als Partner?

Litzistorf: Unbedingt. Als ich vor 17 Jahren mit solchen Kooperationen startete, wurde mir vorgeworfen, ich paktiere mit dem Teufel. Ich bin anderer Meinung: Ohne den Einbezug der Wirtschaft wird sich nichts bewegen. Das erlebe ich übrigens auch in meiner Funktion

als Präsidentin der Fédération Romande des Consommateurs so.

Fasel: Einverstanden. Nur gibt es nicht nur eine Wirtschaft. In den letzten Jahren haben sich die Wirtschaftsverbände darauf kapriziert, sich für eine Senkung der Staatsquote und Steuern einzusetzen. In der Folge fehlen heute vielen Gemeinden und Städten schlicht die Mittel, um partizipative Projekte zu finanzieren. Meint es die Wirtschaft ernst mit sozialer Nachhaltigkeit, muss sie die Weichen anders stellen – nicht nur fallweise, sondern auch politisch.

—

Quartierentwicklung und Partizipation: Die Tübinger Erfahrungen

Cord Soehlke
cord.soehlke@tuebingen.de



Seit gut zwei Jahrzehnten findet die städtebauliche Entwicklung in Tübingen nach einem Konzept statt, das inzwischen weit über die Region hinaus wahrgenommen wird. Das Besondere daran: Die Umsetzung geschieht nicht durch wenige grosse Bauträger, sondern durch eine Vielzahl von Akteuren. Kleine und grosse Baugemeinschaften, einzelne Bauherren und kommunale Wohnungsunternehmen bauen auf individuell zugeschnittenen Grundstücken sehr unterschiedliche Gebäude. Das Ergebnis fördert die soziale Durchmischung.



Das Grundprinzip der städtebaulichen Entwicklung funktioniert in Tübingen wie folgt: Die Stadt erwirbt militärische und industrielle Brachflächen und schafft dort die planerischen und liegenschaftlichen Voraussetzungen für Quartiere, die sozial und funktional gemischt sind und eine kleinteilige Parzellierung mit hoher Dichte kombinieren. Entstanden sind nach diesem Muster bislang sechs grössere Quartiere, die sich durch eine hohe Vielfalt und einen besonderen urbanen Flair auszeichnen. Diese neuen Quartiere haben massgeblich dazu beigetragen, dass Familien, Ältere und Unternehmen wieder vermehrt den Weg zurück in die Stadt finden. Stadtreparatur ist die zweite offensichtliche Folge: Durch das Tübinger Konzept der Innenentwicklung sind aus brachliegenden Wunden im städtischen Gefüge attraktive Orte geworden, die auch für das Umfeld neue Qualitäten bieten.

Ein solcher Ansatz kann aber nur gelingen, wenn die späteren Bewohnerinnen und Bewohner nicht passive Opfer von Stadtentwicklung sind, sondern als Akteure und Teilhabende der Projekte intensiv in Planung und Umsetzung eingebunden werden. Diese Partizipation kommt in Tübingen auf drei Ebenen zum Tragen:

Ebene 1: Eckpunkte der Planung

Jedes gute Projekt beginnt mit einer möglichst stabilen Klärung der Eckpunkte und Rahmenbedingungen. Erst dann macht städtebauliche Planung einen Sinn. Bevor daher ein Wettbewerb ausgelobt wird, lädt die Stadtverwaltung zu einem runden Tisch ein, um die Eckpunkte ausführlich zu diskutieren. Beteiligt sind hier nebst den Nachbarn der Brache auch die Institutionen des Stadtteils – Schulen, Kindergärten, Ortsbeirat, Kirche, Vereine. Dabei stehen folgende Fragen im Vordergrund: Wie kann das neue Quartier im Rahmen des Bestehenden einen Mehrwert bringen? Was fehlt aktuell vor Ort? Wie können die funktionale Infrastruktur und das Wohnungsangebot gestärkt, neue Orte und Wegebeziehungen geschaffen und die soziale Mischung im Stadtteil verbessert werden?

Öffentliches Eigentum erhöht den Spielraum

Wie jedes Beteiligungsverfahren ist selbstverständlich auch die Quartierentwicklung kein Wunschkonzert, sondern muss sich an wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und räumlichen Möglichkeiten orientieren. Doch dadurch, dass die Stadt zum Zeitpunkt des Projektbeginns die Brachen bereits erworben

hat und in der Kombination aus Planungsrecht und Eigentum über viele Handlungsoptionen verfügt, ist der Spielraum deutlich grösser als bei den Siedlungsprojekten namhafter privater Projektentwickler. Denn hier wird nicht nur über den Städtebau diskutiert, sondern auch über die Vergabekriterien für die Grundstücke: Gute Quartiere entstehen letztlich keineswegs nur durch guten Städtebau, sondern auch und vor allem durch die gelungene Summierung ihrer Einzelteile.

Am Ende steht ein gemeinsames Konzept aus städtebaulichen Eckpunkten, Kriterien für die Planung und Vorgaben für die Vermarktung der späteren Grundstücke. Dieses Konzept wird vom Gemeinderat verbindlich beschlossen; anschliessend erfolgt die Auslobung des städtebaulichen Wettbewerbs. Konsequenterweise sind Vertreter des runden Tisches auch in der Jury des Wettbewerbs vertreten, um sicherzustellen, dass die diskutierten Aspekte im späteren Städtebau tatsächlich umgesetzt werden.

Ebene 2: Grundstücksvergabe und Umsetzung

Partizipation nach dem Tübinger Modell geht aber deutlich über diese Beteiligung im Vor-

feld hinaus. Das Tübinger Credo: Wenn die späteren Bewohnerinnen und Bewohner selbst an der Entwicklung ihres Stadtteils beteiligt sind, quasi ihr Stück Stadt eigenverantwortlich bauen, entsteht eine deutlich bessere Qualität von Stadt. Daher findet die Vermarktung der Grundstücke nach einem besonderen Verfahren statt: Nicht der gebotene Preis und die Frage, wer die grösste Summe auf den Zettel schreibt, zählen, sondern das beste Konzept entscheidet über die Grundstücksvergabe. Die Grundstückspreise sind vorab festgelegt; die Vergabe erfolgt nach festen Kriterien, deren Berücksichtigung von den Interessenten in einem kurzen Papier dargestellt werden muss:

Was trägt das Projekt zur sozialen Vielfalt bei? Gibt es interessante Ideen für das gemeinschaftliche Wohnen, die Integration Älterer und besonderer Zielgruppen? Was bringt das Projekt für die funktionale Mischung aus Wohnen und Arbeiten? Gibt es bauliche Besonderheiten, zum Beispiel eine besonders schmale Parzellierung, aussergewöhnliche Architektur oder ein herausragendes energetisches Konzept? Handelt es sich um einen Bauträger oder um eine Baugemeinschaft, wo die zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer bereits während der Planung eingebunden werden? Wie realistisch ist die Idee? Und vor allem: Was bringt das einzelne Projekt dem gesamten Quartier punkto Qualitäten und Vielfalt?

Festgelegte Grundstückspreise fördern soziale Durchmischung

Diese Kriterien sind stark darauf angelegt, dass sie insbesondere von privaten Baugemeinschaften erfüllt werden können. Dabei schliessen sich Privatleute zu Gruppen zusammen, erhalten von der Stadt eine Grundstücksoption, beauftragen einen Planer und entwickeln ihr Gebäude nach ihren eigenen Vorstellungen. In den Tübinger Quartieren sind diese Projekte bereits seit knapp 20 Jahren gegenüber klassischen Bauträgerprojekten deutlich in der Mehrheit. Sie erzeugen eine hohe Vielfalt, sind für die Nutzer deutlich günstiger und führen zu einer starken Identifi-

kation der Bewohnerschaft mit den Quartieren. Menschen, die ihren Stadtteil selbst aktiv mitgestalten, geben diesem eine ganz andere Qualität als konventionelle Entwicklungsverfahren. In Tübingen sind in diesem Modus inzwischen rund 200 Projekte entstanden. Seit etwa zehn Jahren spielen Baugemeinschaften auch in vielen anderen deutschen Kommunen eine stark wachsende Rolle.

Eine interessante Erfahrung der letzten Jahre ist, dass Baugemeinschaften auch in der Lage sind, die soziale Mischung zu fördern. Gerade diese Projekte sind in einem boomenden Wohnungsmarkt für jene Menschen interessant, die sich teure Eigentumswohnungen



ALTE WEBEREI TÜBINGEN PARZELLIERUNG



(Quelle: Wirtschaftsförderung Tübingen)



Im öffentlichen Raum übernimmt dagegen die Stadt die Federführung bei der Planung: Noch während sich die privaten Projekte im Bau befinden, lädt die Stadt alle zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner ein, gemeinsam mit den Behörden die Strassen und Plätze zu planen. In der Regel ist schon beim städtebaulichen Wettbewerb ein Landschaftsplaner beteiligt, dessen Konzept aber noch genug Flexibilität für eine gemeinsame Freiraumplanung lässt. Daraus entstehen öffentliche Räume, die sich an den Wünschen und Ideen der Quartierbewohner orientieren. Ein erfreuliches Nebenprodukt dieser Partizipation: Die Bevölkerung lernt sich kennen, diskutiert miteinander über Sachthemen und ist so – noch bevor der erste Bewohner eingezogen ist – bereits miteinander im Gespräch.

Stadt bauen – mit den Bürgerinnen und Bürgern

Unterscheiden sich Quartiere, die auf diesem Weg entstehen, von konventionellem Städtebau? Wir meinen ja. In Tübingen sind neue Stadtteile entstanden, die sich durch hohe soziale und gestalterische Vielfalt auszeichnen, unverwechselbar sind und von den Bürgerinnen und Bürgern mitgeprägt worden sind. Es macht auf vielen Ebenen einen Unterschied, ob man eine anonyme Wohnung erwirbt und in ein fremdes Quartier zieht – oder ob man an der Entwicklung beteiligt war. Ein Mehrwert entsteht dabei nicht nur für die Bevölkerung, sondern vor allem auch für die Stadt als Ganzes: Die Tübinger Quartiere zeichnen sich durch eine hohe soziale Stabilität und nachhaltige Konzepte aus. Wo Bürgerinnen und Bürger aktiv an der Gestaltung ihrer Städte und ihres Wohnumfelds beteiligt werden, achten gerade sie besonders darauf, dass eine nachhaltige Vielfalt entsteht.

—

nicht leisten können, sondern darauf angewiesen sind, dass ein festgelegter Grundstückspreis und ein spekulationsfreies Baukonzept günstige Endpreise sichern. Ergänzend sind insbesondere für Mieter mit niedrigerem Einkommen auch Projekte des sozialen Wohnungsbaus erforderlich, wie sie vor allem von kommunalen Wohnungsbaugesellschaften erstellt werden. Die Grundstücksvergabe nach dem Tübinger Konzept ermöglicht es, dabei die richtige Mischung zu finden.

Ebene 3: Die Gestaltung der Freiräume

Mit den Ebenen 1 und 2 werden die beiden relevanten Dimensionen Städtebau und Architektur entschieden – wobei auf eine starke

partizipative Einbindung von bestehender Quartierbevölkerung, zukünftiger Bewohnerschaft und betroffenen Institutionen geachtet wird. Doch die Partizipation spielt auch noch auf einer dritten Ebene eine wichtige Rolle: Die öffentlichen Räume und die privaten Freiräume sind gerade für den Alltag eines urbanen, dichten und gemischten Quartiers von grosser Bedeutung. Bei den privaten Freiräumen handelt es sich in der Regel um die Innenhöfe städtischer Wohnblöcke mit bis zu zehn verschiedenen Parzellen und Eigentümergemeinschaften. Hier wird von allen Baugemeinschaften ein gemeinsamer grüner Innenhof gestaltet, der ohne Zäune auskommt und für die Qualität der Wohnumgebung eine grosse Rolle spielt.



CORD SOEHLKE, *1969, arbeitete von 1997 bis 2010 für die Tübinger Südstadt-Entwicklung und baute die stadteigene Grundstücksentwicklung auf. Seit 2010 ist er Baubürgermeister der Universitätsstadt Tübingen.

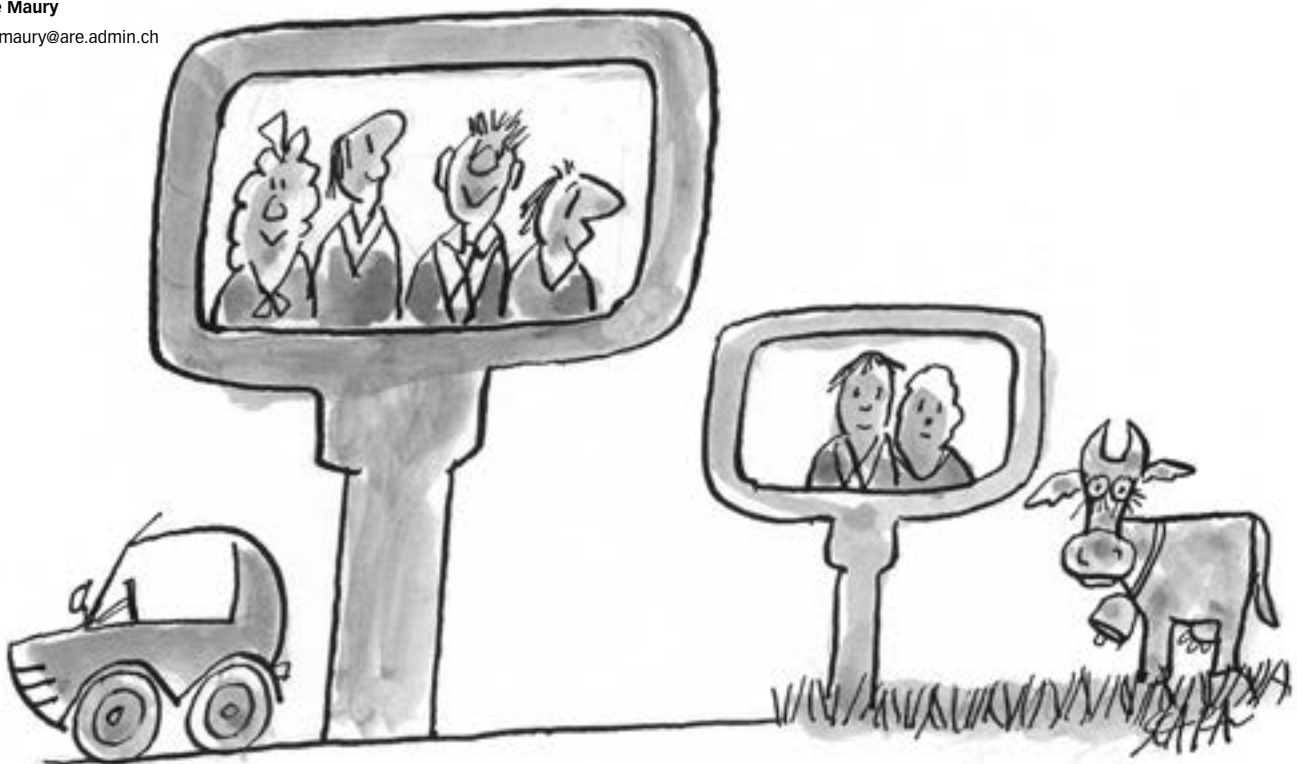
Projets urbains: Gemeinsam mit der Bevölkerung das Quartier aufwerten

Sonja Kubat

sonja.kubat@are.admin.ch

Josianne Maury

josianne.maury@are.admin.ch



Seit 2008 unterstützt der Bund mit dem nationalen Programm Projets urbains Agglomerationsgemeinden bei Quartierentwicklungsprojekten, welche die Lebens- und Wohnqualität in bestehenden Quartieren verbessern. 2015 wird die Pilotpha-

se des Programms, das auf einem interdisziplinären Ansatz beruht, abgeschlossen. Ein wichtiger Aspekt ist dabei die horizontale und vertikale Zusammenarbeit zwischen Quartieren, Städten und Kantonen.

Die Quartiere, in denen die Projets urbains umgesetzt werden, spielen in Agglomerationen eine wichtige Rolle. Denn sie bieten für sozioökonomisch benachteiligte, einheimische und zugewanderte Bevölkerungsgruppen günstigen Wohn- und Lebensraum. Der Programmansatz der Projets urbains nimmt sektorische Ziele von Raumentwicklung, Inte-



Beispiel: Gerenstrasse Rorschach (SG)

grationspolitik und Wohnraumförderung auf und unterstützt die Behörden und Projektträger von Agglomerationsgemeinden in der anspruchsvollen Aufgabe, fachübergreifend und mit Einbezug der Bevölkerung zu arbeiten. Denn viele kleine und mittelgrosse Gemeinden verfügen nicht über dieselben Ressourcen und Fachkenntnisse wie die grossen Städte, um die Herausforderungen zu meistern, die diese vielseitig belasteten Wohnquartiere mit sich bringen. Vor allem gilt es zu vermeiden, dass einzelne Quartiere in eine Abwärtsspirale geraten. Dadurch käme es zu einer Ausweitung der Probleme mit Aus-

wirkungen auf die gesamte Agglomeration. Mit der Förderung der horizontalen und vertikalen Zusammenarbeit zwischen Quartieren, Städten und Kantonen helfen die Projets urbains, in den betroffenen Quartieren langfristige Aufwertungsprozesse in Gang zu setzen.

Das vielseitige Potenzial der Aussenräume nutzen

Für die Wohn- und Lebensqualität der Bevölkerung spielen Aussenraum und Wohnumfeld eine zentrale Rolle, denn sie übernehmen eine wichtige Ausgleichsfunktion zu den be-

bauten Flächen. In den Aussenräumen verbringen die Quartierbewohnerinnen und Quartierbewohner einen Teil ihrer Freizeit, bewegen, erholen und treffen sich. Die Probleme, mit denen sich die Projets urbains konfrontiert sehen, betreffen denn auch keineswegs nur den Innenraum, etwa vernachlässigte Liegenschaften, sondern auch das Wohnumfeld. Dieses ist oft geprägt von qualitativ mangelhaften und schlecht zugänglichen Aussenräumen, hoher Verkehrsbelastung, ungenügender Freizeitinfrastruktur und mangelndem Sicherheitsgefühl der Bewohner. Kumuliert führen diese Faktoren zu

einem negativen Quartierimage und einem Desinteresse seitens der Gebäudeinvestoren, was den Trend zur sozialen Entmischung beschleunigt.

Die Aufwertung des Wohnumfelds und die Aktivierung des Quartierlebens sind daher zentrale Ziele der Projets urbains. Diese Verbesserung der Aussenräume macht das Quartier in positiver Weise erfahrbar und stösst eine langfristige Entwicklung an, die das Engagement der ansässigen Bevölkerung und ihre Identifikation mit dem Quartier fördert. Bei den raumplanerischen Massnahmen, die im Rahmen der Projets urbains umgesetzt werden, stehen vor allem die Verkehrsberuhigung sowie die Schaffung attraktiver Begegnungs-, Bewegungs- und Erholungs-räume im Zentrum.

Streetsoccer und «Guerilla Gardening»

In Rorschach/SG beispielsweise wurde in der ersten Phase des Programms (2008 bis 2011) in einem partizipativen Prozess rund um die stark von Durchgangsverkehr belastete Gerenstrasse mit der Bevölkerung ein Konzept für eine neue Verkehrsführung und die Umgestaltung der Strasse erarbeitet. Im Rahmen dieser räumlichen Aufwertung entstand ein lebendiges, attraktives Wohnumfeld: In der einst verkehrsgeplagten Quartierstrasse tummeln sich heute Kinder, Sitzbänke laden zum Verweilen ein und das Quartierfest sowie ein Streetsoccer-Turnier sind zu festen Quartieranlässen geworden, die von der Bevölkerung zusammen mit dem Quartierbüro organisiert werden.

In einem weiteren Projekt urbain in Pratteln/BL wurden in einem gemeinsamen Projekt von Gemeinde, Quartierbevölkerung und Liegenschaftseigentümern im Längi-Quartier mehrere neue Bewegungsräume für sportliche Aktivitäten geschaffen. Es entstanden ein Bewegungspark, eine Streetsoccer-Anlage sowie zwei attraktive Kinderspielplätze.



Beispiel: Mitwirkung in Olten (SO)

Weil es im Quartier aber noch immer an geeigneten Orten mangelt, wo sich die Bewohnerinnen und Bewohner treffen können, arbeitete die Gemeinde zusammen mit einem Liegenschaftsbesitzer sowie der Quartierbevölkerung ein Konzept für eine neue Begegnungszone mit einem Quartierplatz aus. Der Bau dieser Begegnungszone wird im Herbst 2015 starten. Solche Begegnungszonen, die der Bevölkerung des Quartiers und angrenzender Siedlungen als Treffpunkte dienen, werden gegenwärtig auch in Vernier/GE gestaltet. Dort sollen der Quartierbevölkerung ab Mitte 2015 im Aussenbereich der Siedlung les Libelulles insgesamt sieben Pavillons zur Verfügung stehen. Neben dem neuen Quartierzentrum sind darin auch gemeinschaftliche Aktivitäten wie kulturelle Veranstaltungen und Ausstellungen geplant, die über das Quartier hinaus ausstrahlen.

Auch die in einigen Projets urbains entstandenen Quartiergärten bieten zahlreiche Möglichkeiten für gemeinschaftliche Aktivitäten, die den Zusammenhalt der lokalen Bevölkerung fördern. Diese wird im Rahmen einer aktiven Mitwirkung in die Quartieraufwertung einbezogen. So wurde beispielsweise in Aarburg/AG zusammen mit engagierten Quartierbewohnerinnen und -bewohnern ein Gemeinschaftsgarten mit Gemüsebeeten, Gartenhaus und Grillstelle geschaffen, der sich zu einem beliebten Treffpunkt entwickelte. Im Projekt urbain Olten-Ost/SO führte die Quartierbevölkerung unter dem Motto «Guerilla Gardening» verschiedene Bepflanzungsaktionen durch. Auch in Versoix/GE ist im Quartier la Pelotière neben einem Begegnungscafé ein Gemeinschaftsgarten entstanden, wo sich die Quartierbevölkerung etwa zum Bocciasspielen trifft.

DEPARTEMENTSÜBERGREIFENDE ZUSAMMENARBEIT

Das Programm «Projets urbains – Gesellschaftliche Integration in Wohngebieten» bietet kleineren und mittelgrossen Städten sowie Agglomerationsgemeinden Know-how und finanzielle Unterstützung bei Quartierentwicklungsprojekten. Der interdisziplinäre Ansatz der Projets urbains findet seinen Niederschlag einerseits in einer departementsübergreifenden Steuerungsgruppe, die für das Programm verantwortlich ist. Sie umfasst das Bundesamt für Raumentwicklung, das Staatssekretariat für Migration, das Bundesamt für Wohnungswesen, die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen sowie die Fachstelle für Rassismusbekämpfung. Andererseits zeigt sich die ganzheitliche Herangehensweise in der tripartiten Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden, welche die Projekte ebenfalls finanziell und fachlich unterstützen. In den beiden Pilotphasen von 2008 bis 2011 sowie von 2012 bis 2015 wurden in insgesamt 16 Gemeinden Projets urbains unterstützt: sechs in der Romandie und zehn in der Deutschschweiz.

www.projetsurbains.ch

Vernetzung und Wissenstransfer

Diese Beispiele zeigen, dass die Projets urbains seit der Lancierung des Programms in zahlreichen Quartieren integrative Prozesse in Gang gesetzt und so die Lebens- und Wohnqualität langfristig verbessert haben. Viele der damit verbundenen baulichen Aufwertungen dienen inzwischen als Musterbeispiele für eine gelungene Quartierentwicklung. Die durch die Projets urbains gewonnenen Erfahrungen, insbesondere das Wissen um die Gestaltung der integrativen Prozesse, sind für die raumplanerische Projektarbeit in Agglomerationsgemeinden impulsgebend. Ein zentraler Aspekt bei der Umsetzung solcher Projekte ist, dass die Bevölkerung von Beginn weg in die Entwicklung einbezogen wird. Dieses partizipative Vorgehen bei der Erarbeitung der Projekte erlaubt es einerseits, den Rückhalt für das Vorhaben zu stärken. Andererseits fördert es das Zugehörigkeits-

gefühl und ermuntert die Bevölkerung, sich vermehrt im gesellschaftlichen Leben des Quartiers zu engagieren. Neben dieser Mobilisierung der Bevölkerung ist für eine nachhaltige Quartierentwicklung allerdings auch die Koordination zwischen unterschiedlichen Sektoralpolitiken und Akteuren unerlässlich.

Die Erfahrungen aus den Projets urbains zeigen, dass die dauerhafte Verankerung von Quartierentwicklungsprozessen in Gemeinden und Kantonen langwierige Aufgaben sind, die immer wieder auf Impulse angewiesen sind. Zudem dürfen die Erfolge nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass viele Agglo-

merationsgemeinden weiterhin mit räumlichen und sozialen Problemen zu kämpfen haben, die sich zukünftig eher noch verschärfen dürften. Dem Bund kommt mit seinem Engagement daher eine Doppelfunktion zu. Einerseits löst er mit den Projets urbains in den betroffenen Quartieren Prozesse aus, die eine koordinierte Herangehensweise fördern. Andererseits sorgt er mit Hilfe einer nationalen Plattform dafür, dass sich die Projektverantwortlichen austauschen und vernetzen können, wodurch ein Wissenstransfer über Gemeinde- und Kantonsgrenzen hinweg entsteht.



SONJA KUBAT, *1984, studierte Politikwissenschaften und Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich. Sie arbeitet heute in der Sektion Siedlung und Landschaft des ARE, wo sie für die Umsetzung der Agglomerationspolitik zuständig ist.



JOSIANNE MAURY, *1971, studierte Architektur an der ETH Lausanne und erwarb ein DEA als Urbanistin an der Universität Genf. Sie arbeitete in Architekturbüros in Paris und Lausanne und ist aktuell Koordinatorin des Programms Projets urbains im ARE.

Aktive Wohnbau- politik ermöglicht Generationen- wechsel

Bänz Müller

baenz.mueller@wohlen-be.ch



Wie kann sich eine Gemeinde nachhaltig entwickeln, wenn die Bevölkerung einerseits immer älter wird und andererseits kaum Wohnraum für junge Familien zur Verfügung steht? Wie lässt sich eine Trendwende hin zu einer zukunftsfähigen Entwicklung bewerkstelligen? Wohlen bei Bern zeigt einen möglichen Lösungsansatz.

Wohlen bei Bern: Die Gemeinde mit gut 9000 Einwohnerinnen und Einwohnern, 3,6 Quadratkilometer gross, urban und ländlich zugleich ist sinnbildlich für den Kanton Bern. Die Hälfte der Bevölkerung lebt in Hinterkap-

pelen, einer typischen Berner Agglomerationssiedlung, die während des Baubooms Ende der Siebzigerjahre entstand. Dieser stadtnahe Teil der Gemeinde verfügt über eine ausgezeichnete Infrastruktur mit hervorragender Anbindung an den öffentlichen Verkehr. Die andere Hälfte der Bevölkerung lebt in wesentlich älteren Dörfern und Weilern an ruhiger, gar idyllischer Lage und profitiert von den typischen Qualitätsvorteilen einer Landgemeinde. Es handelt sich um einen wunderschönen Naherholungsraum mit viel Ruhe, herrlicher Aussicht und engen persönlichen Kontakten im Dorf.

Allen Gegensätzen zum Trotz haben die Bürgerinnen und Bürger der Gemeinde gelernt,

im gemeinsamen Interesse zu handeln. Mal profitiert der ländliche Teil, mal der urbane Bereich, mal beide zusammen. So weit, so gut. Seit einiger Zeit sieht sich Wohlen aber mit einer neuen Problematik konfrontiert, die typisch für viele Berner Gemeinden ist. Die Bevölkerung wird immer älter. Mittlerweile sind über 30 Prozent der Bevölkerung älter als 60 Jahre. Zusätzlich besteht der Wohnraum in Wohlen zu deutlich über 50 Prozent aus Wohneigentum: aus Einfamilienhäusern, Reihenhäusern und grossen Eigentumswohnungen. Zusammen führen diese beiden Tatsachen dazu, dass Wohlen immer älter wird und die Bevölkerungszahl stagniert. Dies erscheint logisch, leben doch in den vormals von Fa-

milien bewohnten Häusern und Wohnungen mittlerweile meist nur noch eine bis zwei Personen. Die Kinder sind längst ausgeflogen, ein Ehepartner ist allenfalls bereits verstorben. Eine Möglichkeit, in der vertrauten Umgebung in eine kleinere Wohnung umzuziehen, findet sich nur selten. Und so bleibt man – solange es die Gesundheit ermöglicht – im zwar viel zu grossen, aber aufgrund der tiefen Hypothekarzinsen dennoch relativ günstigen Haus. Die Folgen für die Gemeinde sind massiv. Nebst der stagnierenden Einwohnerzahl verändert sich die demografische Situation nachteilig. Der prozentuale Anteil der Gruppe 60+ an der Gesamtbevölkerung steigt, derjenige der jungen Erwachsenen und der Kinder sinkt. Dies hat unter anderem zur Folge, dass Schulhäuser in Frage gestellt werden und wichtige Infrastrukturen wie Einkaufsmöglichkeiten und Poststellen gefährdet sind.



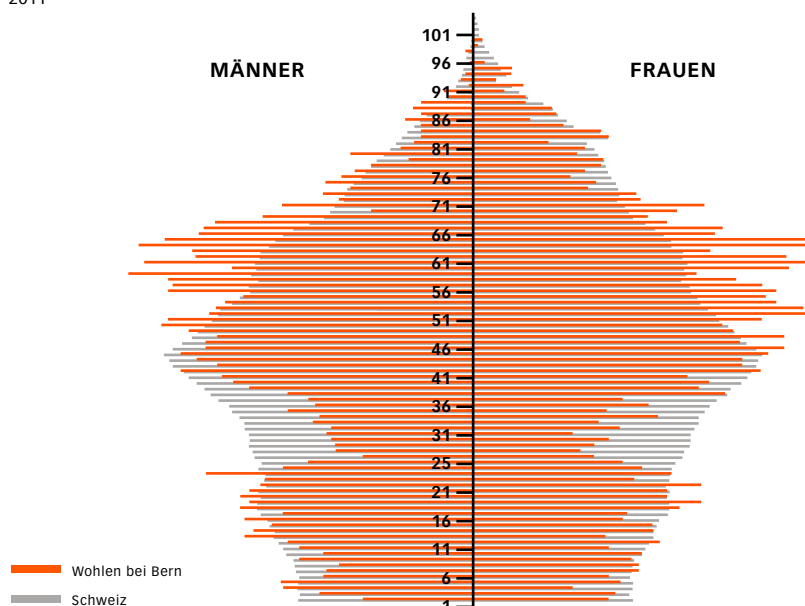
Was tun? Wohlen hat sich entschieden, den Kopf nicht in den Sand zu stecken. Zwar scheiterten in der Vergangenheit Neueinzonungen für Neubauten am Veto der Stimmbürger. Dennoch will die Gemeinde attraktiven Wohnraum schaffen. Dabei setzt man auf die zwei Säulen Sensibilisierung und massvolle Neubauprojekte. Bereits seit einigen Jahren betreibt die Gemeinde eine aktive Aufklärungspolitik: Altersleitbild, Seniorenrat, Wohnbaugenossenschaft und Wohnraumkonzept sind entstanden, weil die Gemeinde auf die Einwohnerinnen und Einwohner zugeht, sie mit der Problematik vertraut machte und fragte, wel-

che Lösungsansätze sie selbst vorschlagen. Partizipation ist ein unverzichtbares Instrument, wenn die Bevölkerung Probleme erkennen, bei der Lösungssuche mitdenken und Verantwortung übernehmen soll. Die vielfältigen Diskussionen ebneten nach und nach den Weg für massvolle Bauprojekte, die in der Bevölkerung eine Mehrheit finden. Die Projekte sind massvoll, weil das Gebot der Verdichtung ernst genommen wird, Neueinzonungen nur sehr zurückhaltend und im Kontext mit verdichtetem Bauen vorgenommen werden und weil die Gemeinde bei der Planung von Bauprojekten ihren Spielraum rigoro-

ros nutzt. Ziel ist eine langfristige Entwicklung mit altersdurchmischten, polyvalenten Bauten, die mit Blick auf die nächsten 30 Jahre eine demografische Trendwende einleiten sollen. Ohne diesen langfristigen Zeithorizont wäre die Gefahr gross, dass bloss für die aktuellen Bedürfnisse gebaut würde. Wohlen hat sich entschieden, die Wohnbauentwicklung generationenübergreifend zu gestalten, und befindet sich damit auf einem erfolgversprechenden Weg.

WOHLEN: ALTERSPYRAMIDE NACH GESCHLECHT

2011



BÄNZ MÜLLER, *1967, ist ausgebildeter Primarlehrer und seit 2014 vollamtlicher Gemeindepräsident der Gemeinde Wohlen bei Bern. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

Nachhaltigkeit auf zwei Rädern

Text und Fotos: Stefanie Pfändler
s.pfaendler@gmail.com



Die Stadt Uster hat einen Weg gefunden, soziale Integration mit Umweltschutz und Wirtschaftlichkeit zu verbinden. Die Velostation ermöglicht Sozialhilfebeziehenden einen geregelten Arbeitstag mit Kontakten zu anderen Menschen. Gelegentlich gelingt der Wechsel zu einer festen Stelle. Die Bevölkerung wiederum profitiert von günstigen Serviceleistungen.

Hinter dem Bahnhof Uster, noch bevor man aus der Unterführung hinaus in die Stadt gelangt, sitzen Vito Petruzello und Lucia Teti hinter einer verregneten Scheibe und schauen den Pendlern zu. Mit Kapuzen und Regenschirmen gewappnet strömen diese an ihnen vorbei in Richtung Feierabend. Nur ein einziger biegt ab und steuert auf das grünblau gestrichene Tor zu. «Im Sommer kommen jeden Abend fünfzig Leute in unsere Velostation», sagt Teti. «Heute werden es höchstens zehn sein.» Lucia Teti muss es wissen. Seit drei Jahren arbeitet die Tansanierin in der Velostation Uster und hat, wie sie stolz hinzufügt, noch an keinem einzigen Arbeitstag gefehlt. Der Velofahrer hat sich inzwischen in seine Regenausrüstung gezwängt und nickt ihr beim Vorbeifahren freundlich zu. «Die Stammkunden kenne ich gut», sagt Teti, und zückt den Kugelschreiber. Zufrieden sitzt sie an ihrem Pult und trägt die Statistik der Ankommen und Wegfahrenden nach. Sie habe es gerne überschaubar und sei froh, eine körperlich nicht allzu anstrengende Arbeit ausführen zu können. An der Wand hängt der Arbeitsplan. Viermal pro Woche arbeitet Lucia Teti in der Velostation. Und einmal pro Woche kommt sie zum Deutschunterricht, der ebenfalls hier stattfindet.

Geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt

Betrieben wird die Velostation Uster vom Verein «also!», hinter dem sieben Gemeinden aus dem Zürcher Oberland stehen. Der Ver-



ein bietet verschiedene Leistungen zur beruflichen und sozialen Integration von Sozialhilfebeziehenden an. «Einsatzmöglichkeiten gibt es dabei fast so viele wie Teilnehmende», sagt Theres Stämpfli, Fachleiterin der Velostation. Jede Vereinbarung sei auf die individuellen Bedürfnisse angepasst. So können Einsatzort, Pensum und Arbeitszeiten je nachdem, wie sich die Person entwickelt, laufend angepasst werden. In der Velostation arbeiten jene Sozialhilfebeziehenden, die in der Regel nur geringe Chancen auf eine Stelle im regulären Arbeitsmarkt haben. «Häufig», sagt Stämpfli, «handelt es sich dabei um Menschen mit körperlichen Einschränkungen oder nur sehr marginalen Deutschkenntnissen.»

Der Verein betreibt neben der Velostation auch einen Gastrobetrieb und ein Angebot für Garten- und Unterhaltsarbeiten. Zudem vermittelt «also!» Einsätze und Temporär-

stellen in Partnerbetrieben und steht den Teilnehmenden dabei beratend und begleitend zur Seite.

Auch in der Velostation kommt Theres Stämpfli zweimal täglich vorbei, um nach dem Rechten zu sehen. Meist laufe alles gut. «Die Teilnehmenden identifizieren sich stark mit der Station und bringen sich aktiv ein», sagt sie. So habe die Belegschaft in Eigenregie eine Sammelstelle für alte Kleider und Stoffe installiert, die sie dann als Wischlappen für den Veloputz verwenden. Oder sie stellten einen PET-Sammelbehälter auf, dessen Inhalt sie regelmässig entsorgen.

Soziale Einrichtung mit Servicegedanken

Für ihren Einsatz erhalten die Teilnehmenden keinen eigentlichen Lohn, sondern ergänzend zur Sozialhilfe eine Integrationszu-



Fachleiterin Theres Stämpfli (links) und Lucia Teti.



Das Profil jeder Stelle bei «also!» wird nach Bedarf an die Person angepasst.

lage in der Höhe von maximal 300 Franken pro Monat. «also!» steht dabei in engem Kontakt mit den Sozialberatern und unterstützt die Teilnehmenden auch in ihrer persönlichen Weiterentwicklung. Manchmal, erinnert sich Theres Stämpfli, ergeben sich dabei anrührende Geschichten: «Eine Iranerin fing bei uns an zu arbeiten. Obwohl sie kein Wort Deutsch sprach und kaum über Schulbildung verfügte, machte sie innert kürzester Zeit grosse sprachliche Fortschritte. Sie wechselte nach einem Jahr von der Velostation zu einem Einzeleinsatzplatz im Brockenhaus und fand kurz darauf eine reguläre Stelle.» Das Beispiel zeige, dass die Einsätze neben der geregelten Tagesstruktur und sozialen Kon-

takten durchaus auch ein Sprungbrett in den ersten Arbeitsmarkt sein können. Zumindest aber gibt der Job den Teilnehmenden jene Wertschätzung, die sie in ihrer Situation sonst selten bekommen.

Theres Stämpfli ist es wichtig, neben der sozialen Rolle der Einrichtung auch deren Dienstleistungscharakter zu betonen. Die Station wird von der Stadt Uster vor allem deshalb zur Verfügung gestellt, weil die öffentliche Hand den Langsamverkehr fördern und einen sicheren Veloabstellplatz in Bahnhofsnähe anbieten will. Dass der Verein «also!» mit dem Betrieb betraut wird, ist für alle ein Gewinn: «Müssten wir reguläre Arbeitnehm-

de anstellen, könnten wir diesen Service unmöglich so kostengünstig offerieren», erklärt Stämpfli. Für ein Jahresabo zahlen die Ustermer 120 Franken, ein Tagespass kostet zwei Franken, und für unschlagbare neun Franken kann man sein Velo am Abend sogar blitzblank geputzt wieder abholen. «Das ist für die Bevölkerung ein sehr attraktives Angebot», ist Stämpfli überzeugt.

Win-win als Grundregel

Es ist 19 Uhr und draussen regnet es noch immer. Lucia Teti wird noch eine Stunde lang die Stellung halten, während sich Vito Petruzzello bereits auf den Nachhauseweg macht.



Die Velostation Uster ermöglicht neben einem geregelten Alltag auch soziale Kontakte – und gelegentlich den Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt.

Morgen arbeitet er nicht in der Velostation, sondern geht seinem zweiten Job nach, ebenfalls bei «also!»: Der Verein bietet seit einem Jahr einen Recycling-Abholdienst an. Die Ustermer Bevölkerung kann ihre Wertstoffe gegen einen kleinen Unkostenbeitrag abholen und entsorgen lassen – für Senioren über 75 und IV-Bezüger ist der Dienst sogar gratis. Wie bei der Velostation gilt auch hier das Win-win-Prinzip: Es werden soziale Einsatzplätze geschaffen, der älteren Bevölkerung wird bei der Alltagsbewältigung in der eigenen Wohnung geholfen, und gleichzeitig wird ein Beitrag zur Wertstoffverwertung und somit zum Umweltschutz geleistet.

Für Vito Petruzello hat dieser Job aber noch eine ganz andere Bedeutung: Als Fahrer lerne er ganz Uster wie seine eigene Hosentasche kennen. Das sei wichtig, sagt der gebürtige Italiener und hebt schmunzelnd den Zeigefinger. Als nächsten Job wünsche er sich nämlich, Bürgermeister von Uster zu werden. «Und ich wäre ein Guter», bekräftigt er. «Ich wäre ein Bürgermeister für die Menschen.»



STEFANIE PFÄNDLER, *1985, studierte Politik- sowie Umweltnaturwissenschaften und arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Sektion Nachhaltige Entwicklung beim ARE. Seit 2015 ist sie bei der Stadt Dübendorf in der Raum- und Verkehrsplanung tätig.

Von multifunktionalen Lieblingsorten und Steuerghettos.



JÜRIG SPICHTIGER, *1964, ist freischaffender Journalist und Ausstellungsmacher. Er arbeitet als Kurator für Museen und setzt mit Partnern auch eigene Projekte um, beispielsweise zur Schweizer Siedlungsentwicklung seit den Fünfzigerjahren.

juerg.spichiger@palma3.ch

Für ein Ausstellungsprojekt, das die Beziehungen zwischen Nidwalden und Obwalden thematisiert, suchte ich in den letzten Monaten Beiträge aus der Bevölkerung. Der Aufruf lautete: «Zeig mir deinen Lieblingsort in Unterwalden!» Ziel der Fotosuche ist eine Ausstellung, die seit Mai in vier Unterwaldner Museen gezeigt wird. Die Fotos sollen die Auseinandersetzung mit den Nachbarregionen und dem eigenen Lebensmittelpunkt fördern. Dadurch kann die Ressource Landschaft als Potenzial für die persönliche Regeneration und als Energiequelle begriffen werden.

Doch die heile Welt ist in Gefahr: Sowohl Obwalden wie Nidwalden setzen heute auf Steuersenkungen, um im nationalen Steuerwettbewerb vorne mitzumischen. Nidwalden praktizierte die Pauschalbesteuerung bereits vor dem Zweiten Weltkrieg, als die ersten Vermögenden nach Hergiswil am See zuzogen. Bis heute reklamiert der Bergkanton für sich die landesweit tiefsten Vermögenssteuern. Doch der Nachbarkanton holte mächtig auf: 2006 setzten die Obwaldner mit den tiefsten Unternehmenssteuern und später auch bei den Einkommensteuern mit einer revolutionären Flat-Tax neue Massstäbe im Steuerwettbewerb. Heute ist das Bruttoinlandprodukt pro Kopf der beiden Kleinkantone fast identisch.

Aber in Obwalden rumort es. In der Bevölkerung mehren sich die Stimmen, die das wachsende Verkehrsaufkommen und die wuchernde Zersiedelung beklagen. Ausserdem wird kritisiert, dass sich junge Familien das Wohnen im Hauptort Sarnen nicht mehr leisten könnten. So beisst sich die Katze auf der Jagd nach goldenen Mäusen am Ende in den eigenen Schwanz.

Trotzdem wollen die beiden Halbkantone keinesfalls mit dem finanzkräftigen Zug in einen Topf geworfen werden. Dort ist preisgünstiger Wohnraum schon lange nicht mehr zu haben, sodass junge Familien notgedrungen in andere Kantone abwandern. Obwalden sieht sich weiterhin als ländlicher Raum, der mit ursprünglicher Landschaft und geliebter Volkskultur als grossem Plus wirbt.

Nidwalden profitiert zwar von den tiefen Steuern, weil vor allem Hergiswil mit seiner vorzüglichen Seelage viele Reiche anlockt. Allerdings ist die Gentrifizierung hier längst Tatsache geworden. «Die in Hergiswil leben ihr internationales Leben, wir unseres», heisst es etwa in Stans. Selbst alteingesessene Hergiswiler sagen, sie nähmen die Reichen im Alltag kaum wahr. Böse Zungen sprechen deshalb von einem Wohlstandsghetto: dichtgedrängte Einfamilien- und Terrassenhäuser mit exklusiven Eigentumswohnungen an steilen Hanglagen. So wieso dreht Hergiswil, das zur Agglomeration Luzern gehört, dem übrigen Nidwalden desinteressiert den Rücken zu.

Und Obwalden? Was ist dran an der «Nidwaldisierung» von Obwalden, wie böse Zungen sich in einer zunehmend ruppiger geführten Debatte um die Raumentwicklung äussern? Es gebe derzeit keine ordnende Instanz, die regulierend wirke, meinen die Kritiker. Sie sorgen sich, dass die Sonnenseite des Sarner Aatals bald mit ebenso hässlichen Terrassensiedlungen zugepflastert werden könnte wie die Hänge in Ennetbürgen oder Hergiswil im Kanton Nidwalden.

Zurück zum Ausstellungsprojekt. Der Fotoaufruf fragt die Bevölkerung: «Wie können auch andere von euren Lieblingsorten profitieren, ohne dass ihr sie zerstört? Wie steht es um die Solidarität mit den Nachbarn?» Dem Aufruf gefolgt sind 150 Kinder, Jugendliche, Erwachsene. Eingereicht wurden 240 Fotos, Videos und Kunstwerke. Darunter sind 34 Kurzvideos zweier Klassen von 16-jährigen Gymnasiasten aus Sarnen. Mitgemacht haben auch der Bauernbub, der hoch über Alpnach ins Alphorn bläst, der Musiker, dessen Lieblingsort dort ist, wo sein Schlagzeug steht, und die Pferdeliebhaberin, die im Galopp durch ihre bevorzugte Landschaft reitet. Schliesslich ist da noch die eigenwillige junge Frau, die ihr Bett als Lieblingsort bezeichnet. Das Video zeigt sie mal relaxend, mal Hausaufgaben büffelnd. Aber auch kleine Kinder und eine Katze sieht man auf dem Bett.

Multifunktionale Lieblingsorte? Die Debatte um Nachbarschaften und die soziale Dimension der Raumentwicklung ist lanciert.



DIE ZAHL

16,5 %

der Einelternfamilien lebten 2012 unter der Armutsgrenze. Dabei handelt es sich um eine der am stärksten von Armut betroffenen Bevölkerungsgruppen.



«La dimension sociale de la durabilité trouve enfin sa place.»



Stephan Scheidegger
directeur suppléant de l'ARE
stephan.scheidegger@are.admin.ch

Les trois dimensions du développement durable (économique, environnementale et sociale) sont en principe d'égale importance. Quel que soit le projet concerné, elles doivent être traitées à égalité. Cette exigence vaut aussi bien pour le secteur public que privé. Dans la pratique, arriver à un équilibre entre les différents intérêts en présence est un exercice très délicat. Pour les projets complexes surtout, les collectivités publiques devraient exiger plus souvent que les diverses dimensions de la durabilité soient étudiées. C'est un bon moyen de surmonter le cloisonnement des idées et de renoncer aux solutions sectorielles.

Par le passé, la dimension sociale a sans doute été quelque peu négligée dans la mise en œuvre du développement durable. Elle gagne aujourd'hui en importance car elle touche à la répartition équitable des biens, à l'égalité des chances, au bien-être, à la santé, à la formation ou à l'intégration. Or, si ces questions sont traitées, les projets seront mieux acceptés par la population. Cette observation concerne également les mesures d'aménagement du territoire.

Cependant, l'évaluation des critères sociaux est souvent plus difficile que celle des paramètres économiques ou écologiques. En outre, plusieurs institutions s'occupent des questions sociales. En tant que service administratif chargé de tâches transversales, l'Office fédéral du développement territorial est à la fois un office spécialisé et le centre de compétences du développement durable au niveau national; il peut donc assurer la coordination entre disciplines et faire naître des synergies.

Dans le contexte actuel, qui demande de favoriser le développement de l'urbanisation vers l'intérieur, les aspects sociaux jouent un rôle de plus en plus marquant. La densification de notre environnement construit sera d'autant mieux acceptée que la population en ressentira les avantages dans sa vie quotidienne. A l'avenir, les aspects sociaux du développement durable devront donc bénéficier d'une attention particulière lors de la pesée des intérêts en présence.

(traduction)

Relever le défi de la durabilité sociale

Christian Suter
christian.suter@unine.ch



Traditionnellement, la dimension sociale du développement durable est considérée comme secondaire par rapport aux dimensions écologiques et économiques. En sciences sociales également, cette thématique a été jusqu'à présent négligée. Les raisons de ce phénomène sont multiples. En Suisse, un certain nombre d'études ont été effectuées sur chacune des composantes de la dimension sociale de la durabilité. Une vue d'ensemble, intégrée, serait désormais souhaitable.



Le concept de développement durable est apparu en sciences sociales au début des années septante, notamment en raison de la plus grande sensibilisation du public aux nuisances environnementales et à la dégradation de l'environnement au niveau mondial. Les rapports et scénarios présentés par le Club de Rome, basés sur des modèles mathématiques de prévision utilisés par des chercheurs du Massachusetts Institute of Technology (MIT), avaient eu alors un retentissement considérable sur le public. Ils montraient les limites écologiques du modèle économique traditionnel, grand consommateur d'énergies et de ressources naturelles. Leurs auteurs réclamaient un changement de paradigme au niveau mondial, avec pour corollaire une approche nouvelle d'un développement favorisant « la stabilité écologique et économique » et durablement tourné vers l'avenir.

Dimension sociale négligée

Bien moins diffusé que celui du Club de Rome, le contre-modèle – dit de Bariloche – présenté par un groupe de chercheurs latino-américains critiquait, dans les analyses du Club de Rome, le manque de considération des aspects politiques et sociaux. Selon ces spécialistes, les rapports de pouvoir sous-jacents dans le système mondial étaient totalement

sous-estimés. Le modèle de Bariloche accorde la priorité aux dimensions telles que l'équité, la justice sociale, la participation et l'intégration sociale. Les chercheurs latino-américains parlent d'un « modèle de développement harmonieux ».

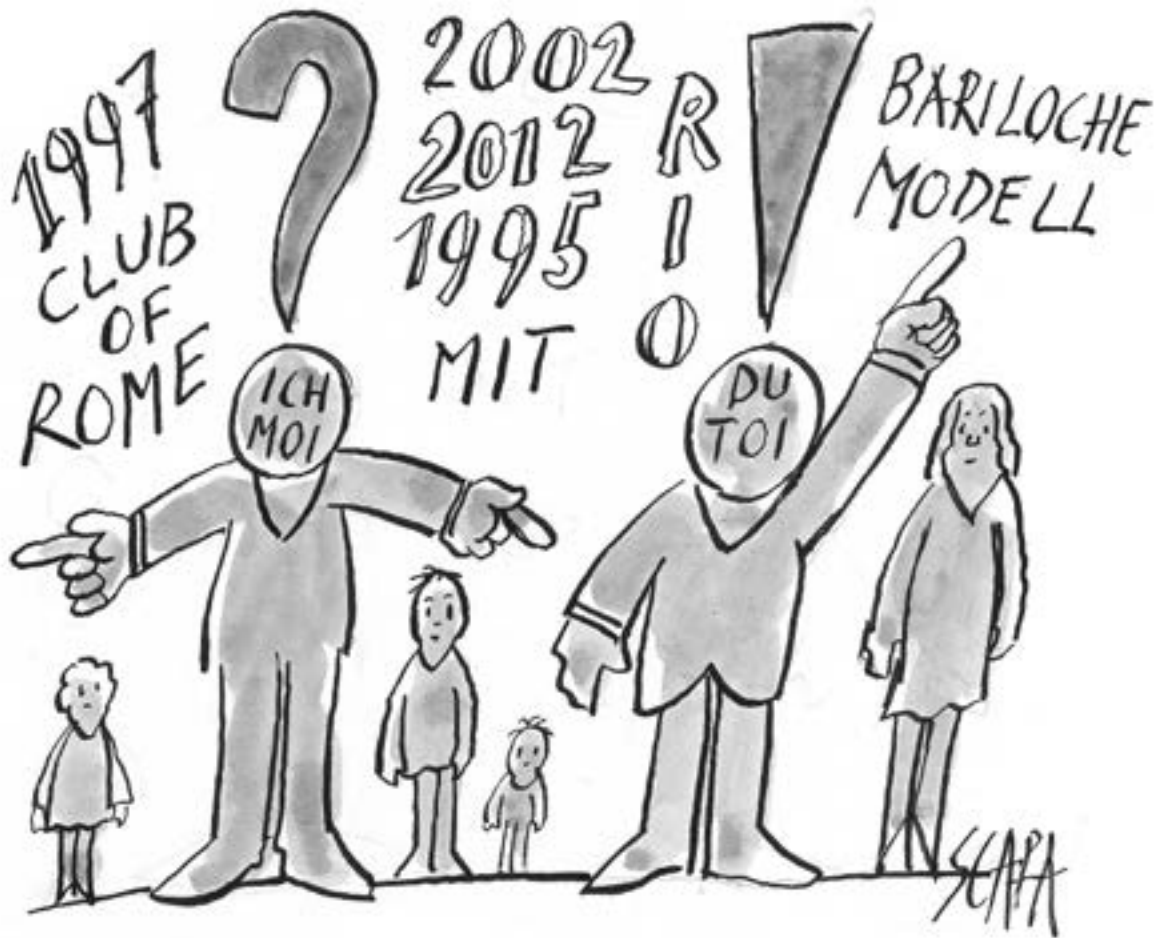
Depuis la montée en puissance du discours sur le développement durable, aucun contre-modèle n'a toutefois réussi à empêcher la relégation au second plan des aspects sociaux. Pourtant, la définition du développement durable, formulée en 1987 par la Commission Brundtland, puis par la suite reconnue dans le monde entier – et qui reste aujourd'hui encore la définition de référence –, plaçait sur un pied d'égalité les trois dimensions du développement durable que sont l'écologie, l'économie et la composante sociale. La définition même de développement durable donnée dans le rapport Brundtland est bien la preuve de l'importance accordée à la dimension sociale de la durabilité. Le développement durable vise une solidarité sociale entre les générations actuelles et futures: « Le développement durable est un développement qui répond aux besoins du présent sans compromettre la possibilité, pour les générations à venir, de pouvoir répondre à leurs propres besoins ». Le rapport prenait en compte la pauvreté et la problématique Nord-Sud, et appor-

tait ainsi une contribution décisive à la dimension sociale de la durabilité.

Les nombreuses activités et mesures prises après la Conférence des Nations Unies sur l'environnement et le développement, qui a eu lieu à Rio de Janeiro en 1992 (au niveau international, notamment l'Agenda 21, la Conférence sur le climat de Kyoto en 1997 et la Conférence pour le développement durable de Johannesburg en 2002) se sont toutefois concentrées sur les aspects écologiques du développement durable. Le faible retentissement du Sommet mondial pour le développement social, qui s'est tenu à Copenhague en 1995, et des conférences qui ont suivi, et les très maigres résultats obtenus lors de ces réunions confirment cette observation.

La dimension sociale est mal définie

Si les aspects sociaux continuent à être « oubliés » depuis la conférence de Rio de 1992, cela pourrait être dû au fait que la dimension sociale du développement durable n'est pas facilement définissable. Que recouvrent exactement les termes de « solidarité intra et intergénérationnelle », de « justice sociale », de « conditions de vie dignes » ou de « sa-



tisfaction des besoins » ? La question reste ouverte. Or, ces notions peuvent être interprétées de manière très différente selon les circonstances ou le contexte culturel, économique, social et politique.

Une deuxième raison tient aux interactions complexes entre les trois dimensions du développement durable, qui peuvent entrer en concurrence. Tel est notamment le cas lorsque le développement durable est évalué par la Banque mondiale, l'OCDE et l'UE au moyen du modèle du stock de capital ou du modèle de ressources, sous les formes de capital naturel, de capital physique, de capi-

tal humain et de capital social. L'interchangeabilité, qui permet de compenser entre eux les stocks de capital, a entraîné la création de degrés de durabilité, avec une différenciation entre la durabilité forte (pas de liberté d'interchangeabilité) et la durabilité faible (interchangeabilité totalement libre).

Les chercheurs en sciences sociales n'ont adopté le concept de durabilité qu'avec hésitation et scepticisme, notamment dans sa dimension sociale. Ils ont pressenti que les trois dimensions de la durabilité (écologie, économie et dimension sociale) n'avaient pas la même valeur, sans que cela soit pour autant

explicité dans ces modèles. Ils ont observé que les structures de pouvoir n'étaient pas prises en compte, et que la notion même de durabilité restait imprécise.

Ainsi, les discussions et travaux théoriques sur les aspects sociaux de la durabilité ont pris un net retard sur les dimensions économique et écologique. Ces dernières années seulement, les fondements politiques et théoriques de la dimension sociale du développement durable ont fait l'objet d'une démarche scientifique approfondie. Cette dernière a été encouragée par la recherche sur la qualité de vie et le bien-être, par les tra-

voux de rédaction des rapports d'évaluation de la durabilité ainsi que par les débats lancés autour de la Commission Stiglitz-Sen-Fitoussi sur la mesure des performances économiques et du progrès social.

Participation dans l'espace et dans le temps

Même s'il n'existe pour le moment pas de consensus sur la définition de la dimension sociale du développement durable, les propositions et approches des divers auteurs sont concordantes quant à ses composantes clés, à savoir:

→ *qualité de vie objective et bien-être subjectif* dans les différents domaines de la vie des générations actuelles et futures, en notant qu'une attention particulière doit être accordée aux conditions de vie des groupes les plus défavorisés de la population;

→ *justice sociale, équité et égalité*: notamment égalité dans l'accès aux ressources économiques et sociales, ainsi qu'aux prestations et aux offres dans les domaines importants de la vie (formation, travail, mobilité, santé, infrastructures sociales, loisirs, culture et communication). Les principes de justice et d'équité soulèvent également la question des relations de pouvoir et de la justice qui, si elles ne sont pas équilibrées, portent atteinte à l'égalité des droits et des chances des personnes;

→ *inclusion sociale, capital social et cohésion sociale*: processus d'intégration et de renforcement de la cohésion sociale, « vivre ensemble », inclusion d'individus et de groupes de population dans des associations et des communautés élargies. Les possibilités de participation, le réseautage et les contacts sociaux constituent des aspects spécifiques importants. Cela comprend les contacts avec la famille, la parenté et le voisinage, l'engagement dans des associations, mais surtout les contacts avec d'autres groupes sociaux

(effet passerelle ou *bridging*). Cela sous-entend le développement de la confiance (dans les institutions mais aussi vis-à-vis des étrangers) et de la tolérance (acceptation de l'altérité par exemple).

→ *participation politique et activation sociale*: structures ouvertes et démocratiques agissant selon des procédures participatives, intégrant des processus de médiation, de négociation et de décision visant l'autonomisation des personnes et des groupes et la mise en place de structures de bonne gouvernance.

Tous ces aspects sociaux du développement durable touchent les générations actuelles et futures. Ils sont importants à tous les niveaux, c'est-à-dire tant à l'échelle mondiale, que nationale, régionale, locale ou du voisinage. Les modèles analysant précisément les mécanismes reliant les différentes composantes sociales ainsi que les interrelations entre celles-ci et les dimensions écologique et économique de la durabilité n'en sont encore qu'à l'état embryonnaire. Le modèle élaboré dans le cadre du plan de développement régional du Queensland australien pour la région de Brisbane en est un exemple.

La Suisse a d'excellents atouts

En Suisse, même si la dimension sociale reste le parent pauvre du développement durable, diverses études sur ce sujet ont été menées. Elles émanent pour la plupart des administrations publiques comme, par exemple, le système d'indicateurs MONET, les rapports du CI-Rio et les différents plans d'action adoptés par le Conseil fédéral pour la mise en œuvre de la Stratégie pour le développement durable.

Dans le secteur de la recherche, il convient de mentionner les analyses et les indicateurs du Rapport Social suisse ainsi que divers projets menés dans le cadre des Programmes nationaux de recherche « Développement durable



de l'environnement construit » et « L'enfance, la jeunesse et les relations entre générations dans une société en mutation ». Ce dernier comportait une étude des aspects sociaux du développement durable dans l'aménagement des espaces publics urbains. Par ailleurs, des études approfondies ont été menées sur des aspects spécifiques importants; ainsi, une publication sur le capital social en Suisse est sortie récemment. Ces études n'émanent pas nécessairement au départ d'une démarche liée au développement durable.

Ajoutons que la documentation sur les enseignements des diverses initiatives locales conduites ces dernières années à l'enseigne des Agendas 21 locaux, et dont le but est de renforcer la dimension sociale du développement durable, est très lacunaire.

En conclusion, il serait hautement souhaitable d'avoir une vision d'ensemble, intégrée, des différentes composantes de la dimension sociale du développement durable en Suisse et de leur évolution au cours de ces dernières années et décennies.

— (traduction)



CHRISTIAN SUTER, *1956, est professeur ordinaire de sociologie à l'Université de Neuchâtel et membre du Conseil de fondation de sanu durabilitas, la Fondation suisse pour le développement durable. Il a travaillé auparavant aux Universités de Zurich, Jena et Mexico. Ses travaux de recherche portent notamment sur les indicateurs sociaux, les inégalités sociales et certaines questions liées à la mondialisation.

Les aspects sociaux sous la loupe pour améliorer l'évaluation des projets

Anne DuPasquier
anne.dupasquier@are.admin.ch

Lors de la Conférence de Rio+20, les aspects sociaux du développement durable ont été mis sur le devant de la scène. La Suisse aussi se devait d'apporter sa pierre à l'édifice d'une meilleure prise en compte de ce volet longtemps négligé. Dans le cadre de la promotion du développement durable au niveau local, et en particulier des évaluations de la durabilité des projets, l'ARE a élaboré un ensemble de critères sociaux. Ceux-ci permettent, en complément des critères environnementaux et économiques, de mieux analyser les effets d'un projet sur la société.

Lors de la Conférence des Nations Unies sur le développement durable Rio+20 qui s'est tenue en 2012, le volet social du développement durable a été mis au premier plan. Les participants à cette conférence ont adopté une série de mesures susceptibles de contribuer à rendre le monde plus équitable, plus écologique et plus prospère. Ils ont constaté l'existence de liens importants, notamment entre santé et climat, entre formation et développement, entre justice sociale et protection de l'environnement. Il a aussi été dit clairement que la transition vers une économie verte devait se faire de manière inclusive, en vue de lutter contre la pauvreté et d'améliorer la qualité de vie de 1,3 milliard d'êtres humains qui vivent aujourd'hui avec 1,25 dollar par jour.



L'engagement de la Suisse

La Suisse aussi se préoccupe de mieux prendre en compte les critères sociaux du développement durable. Lors des évaluations de la durabilité de projets (EDD) notamment, il est apparu que ces aspects méritaient

d'être approfondis pour que leur utilisation soit plus précise et plus performante. En effet, depuis une quinzaine d'années, de nombreux cantons et communes passent leurs projets, leurs activités voire leurs politiques au crible des aspects économiques, environnementaux et sociaux, le but étant de met-

EVALUER LES CRITÈRES SOCIAUX POUR AMÉLIORER LA PLANIFICATION D'UN NOUVEAU QUARTIER

Lors de la planification d'un quartier, on peut avoir recours à l'outil « Quartiers durables» afin de s'assurer que les principes du développement durable seront bien respectés. Dans le quartier GenerationenWohnen Thunstrasse à Burgdorf a été menée une démarche d'évaluation qui a permis d'ancrer très en amont les aspects du développement durable dans le futur plan de quartier notamment en ce qui concerne les aspects énergétiques, la biodiversité ou l'emploi de matériaux de construction respectueux de l'environnement. Les aspects sociaux et égalitaires du futur quartier ont en particulier pu être renforcés, notamment en prévoyant une diversité de logements accessibles à tous – jeunes, familles, personnes âgées-, en prenant en compte une flexibilité des habitations permettant de s'adapter au cycle de vie des personnes, ou en créant des espaces communs répondant aux besoins de chacun. De telles démarches permettent d'instaurer un processus, réunissant différents acteurs et obligeant à se poser les bonnes questions en matière sociale, par exemple celles relatives à la mixité sociale. Comment intégrer les personnes âgées, faciliter leur autonomie et renforcer leur réseau social ? Comment encourager la convivialité des espaces ouverts en faisant participer les habitants ? Comment assurer la sécurité ?

Pour en savoir plus :
www.are.admin.ch/quartiersdurables

phie), la formation (connaissances et compétences), le travail (intégration dans le processus économique), et la santé (physique et psychique; sentiment de sécurité). Des domaines d'évaluation ont de plus été définis : par exemple pour la composante de ressource solidarité nationale (dans la cohésion sociale), on trouvera l'égalité des chances, la répartition des revenus et du patrimoine et le soutien social. Selon le type de projet, des indicateurs spécifiques devront être choisis, comme l'égalité des salaires ou le travail bénévole. La gouvernance, qui fait généralement partie intégrante de la dimension sociale, a fait, quant à elle, l'objet d'un traitement séparé : par exemple, critères de bonne gestion du projet, de planification, d'évaluation ou de communication. Depuis fin 2014, l'ARE a entrepris d'approfondir également les critères économiques.

(traduction)

RÉFÉRENCE:

ARE (2014) : Aspects sociaux du développement durable. Bases pour l'évaluation de la durabilité des projets. Berne
www.are.admin.ch/eddlocal

tre en évidence les points forts et les points faibles à des fins d'optimisation. Or à ce jour, il existe plusieurs systèmes de référence et donc une panoplie de critères (Stratégie fédérale pour le développement durable, systèmes d'indicateurs, différents outils d'EDD). Il s'agissait ainsi, en premier lieu, de les analyser puis de proposer un ensemble de critères, validés autant par des praticiens de l'EDD que par des experts du domaine social. Ce travail a ainsi pu bénéficier des compétences du groupe d'échange d'expériences EDD mis en place par l'ARE.

Un large éventail de critères

Pour la révision des critères sociaux, l'approche s'est appuyée d'une part sur les bases scientifiques concernant le capital social et humain et d'autre part sur la pratique des EDD. Sept catégories ou ressources ont été déterminées, qui elles-mêmes comprennent une ou plusieurs composantes: les institutions (formelles et informelles), la culture (identité culturelle, art et culture), la cohésion sociale (solidarité internationale et nationale, intégration et interaction), la population (démogra-



ANNE DUPASQUIER est biologiste. Elle a obtenu sa licence à l'université de Lausanne et s'est spécialisée dans la gestion de l'environnement à l'Institut des hautes études en administration publique. Elle a ensuite travaillé dans un bureau privé en tant qu'ingénieure-conseil en environnement avec comme points forts la gestion des déchets, ainsi que la nature et le paysage, notamment leur intégration dans les instruments d'aménagement. Elle a intégré l'ARE en 2001 où elle est cheffe suppléante de la section Développement durable. Elle est notamment responsable de la promotion du développement durable auprès des cantons et des communes.

Les déterminants sociaux de la santé

Salome von Greyerz

salome.vongreyerz@bag.admin.ch



La santé et le bien-être sont des biens sociaux éminemment importants. Les maintenir à un bon niveau exige de créer des conditions-cadres adéquates pour tous les groupes de population. Sans mesure correctrice ciblée permettant d'agir à divers niveaux, l'accès à des soins de santé appropriés peut être sérieusement entravé pour une personne migrante ou une personne en situation de dépendance ou de handicap. De même, une activité professionnelle exercée dans un environnement malsain, ou la pauvreté, augmentent les risques de maladie.

Certains facteurs personnels, comme la prédisposition génétique, ont une incidence indéniable sur la santé des individus. Cependant, les conditions-cadres découlant de l'environnement familial, social, économique et écologique déterminent le style de vie des gens – soit sain, soit mauvais pour la santé.

Ces conditions-cadres ont été mises en place par d'autres politiques que celle de la santé. Le fait qu'une personne adopte un comportement sain ou malsain dépend fortement du niveau de sa formation, de son activité professionnelle et de son environnement social. Les mesures de politique de la santé n'ont

par conséquent qu'une portée limitée et sont souvent déterminées par des évolutions marquées dans d'autres secteurs.

Inégalité sociale face à la santé

En Suisse également, les chances de mener une vie en bonne santé diffèrent selon le groupe social. Les disparités sociales relevées dans les statistiques relatives aux indicateurs de santé en sont les témoins. On observe, par exemple, que le nombre d'années passées en bonne santé ou l'espérance de vie varient en fonction de l'appartenance à un groupe socioéconomique donné.

Avant l'introduction par l'Etat social de caisses d'assurances maladie ou accident aux XIXe et XXe siècles, une grave maladie ou un accident entraînait inexorablement une relégation sociale dans les milieux les moins aisés de la population. Aujourd'hui, on admet généralement que la situation inverse existe également: les effets de la pauvreté sur l'état de santé sont même souvent plus importants que les répercussions de la maladie sur les conditions de vie socioéconomiques. Selon la littérature scientifique, ce phénomène peut s'expliquer de différentes manières. Le modèle présenté dans le schéma de Mielck (2010) est largement reconnu; il illustre les deux types de réactions en chaîne « La pauvreté rend malade » (flèches en trait continu dans le graphique 1) et « La maladie rend pauvre » (flèche en traitillé).

→ La situation sociale (a) détermine les conditions de vie (b) et a un effet direct sur l'état de santé: selon le lieu de résidence, les impacts de la pollution de l'air, du bruit ou de la mauvaise qualité de l'urbanisation (par exemple absence d'espaces de repos) peuvent être considérables. La raréfaction des liens sociaux, voire l'exclusion sociale, constituent également des facteurs de risque pour la santé.

→ Selon la situation sociale, les risques et les impacts s'additionnent différemment sur la durée: plus une personne est exposée, dès l'enfance, à un risque de santé – par exemple un handicap psychologique –, plus les conséquences seront lourdes sur son évolution (c). Alors que chez les hommes, les risques pour la santé sont essentiellement liés à l'exercice d'une profession (par exemple dans la construction), chez les femmes, ces risques sont surtout de nature sociale (par exemple pour les mères élevant seules leurs enfants). Les risques de maladie augmentent en cas d'exposition à des nuisances permanentes, de manque d'autonomie, d'impossibilité de contrôler sa situation ou de participer aux processus de décision au travail. Ces risques

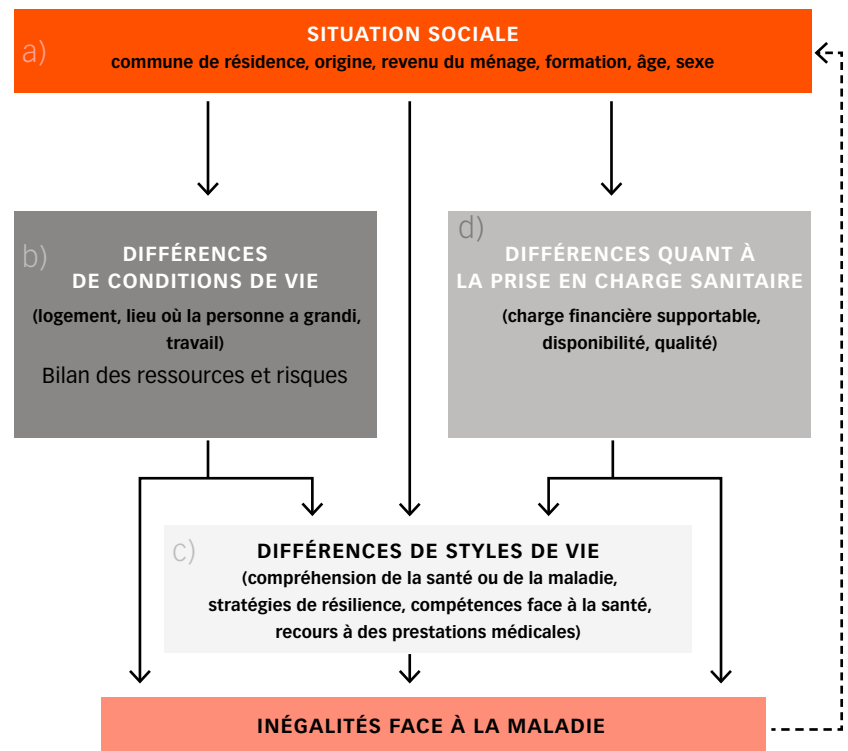
sont plus importants pour les personnes au chômage – tant pour les hommes que pour les femmes. Les personnes migrantes et les personnes handicapées sont également plus souvent exposées au cumul de ces facteurs aggravants.

Présentation de deux exemples illustrant le graphique 1:

→ en cas de maladie de longue durée, les risques d'inégalité face à la santé augmentent à l'intérieur du système de santé (d). Ils sont liés à l'accès aux soins, à la disponibilité et à la qualité de cette prise en charge et à la possibilité de supporter la charge financière occasionnée. L'offre est, selon les régions,

excédentaire ou insuffisante, par exemple dans le domaine de la psychiatrie. La proximité sociale ou, au contraire, le désintérêt du personnel soignant pour les patients a des incidences sur la qualité de la communication et du diagnostic, et par conséquent sur la qualité du traitement médical;

→ système de prise en charge sanitaire (d) et compétences face à la santé (b): les personnes ayant un bas niveau de formation font appel aux urgences médicales et aux services de médecine générale beaucoup plus souvent que la moyenne. Par ailleurs, elles effectuent beaucoup moins de tests de dépistage de maladies.



La pauvreté rend malade → La maladie rend pauvre --->

(Source : d'après Mielck, 2010)



Interventions possibles à plusieurs niveaux

Les interventions qui semblent les plus prometteuses et efficaces sont celles qui visent à supprimer les disparités en matière de santé en agissant à plusieurs niveaux par des mesures bien coordonnées:

→ intervention sur les « déterminants sociaux »: ces dernières années, on a pris conscience du fait que les disparités en matière de santé étaient en grande partie déterminées par les conditions de vie. Pour promouvoir l'égalité des chances face à la santé, des mesures multisectorielles peuvent être prises au niveau des structures sociales (macroniveau). En d'autres termes, il est nécessaire d'instaurer, dans le cadre d'un plaidoyer en faveur d'une politique de la santé (*advocacy*), une collaboration avec les

autres domaines politiques concernés. Cela permet d'agir sur des facteurs externes qui contribuent à améliorer la santé de l'ensemble de la population. Sont concernées les politiques dans les domaines de la fiscalité, du social, de la formation, du logement et de l'environnement:

→ intervention dans le cadre de « settings pour la promotion de la santé »: une approche dans des cadres spécifiques permet de promouvoir la santé dans des groupes de population ciblés, par exemple par des interventions dans des écoles, des entreprises ou des quartiers. Elle permet en outre d'inclure dans un même processus de participation toutes les personnes concernées;

→ intervention sur « la prise en charge sanitaire »: toutes les personnes ayant un contrat

d'assurance maladie obligatoire bénéficient en principe de l'égalité d'accès aux soins en urgence, aux soins intensifs et aux soins de longue durée. Dans la pratique, cet accès peut être rendu plus difficile notamment à cause de la stigmatisation et du caractère tabou des maladies psychiques, ou en raison de certaines difficultés linguistiques et de traditions culturelles. Il est par conséquent nécessaire de multiplier les mesures permettant de surmonter ces barrières: mise en place de services de traduction, perfectionnement des spécialistes de la santé, etc. Ces derniers devraient être spécialement formés pour le suivi de personnes ayant des besoins sociaux ou psychiques particuliers (personnes dépendantes ou personnes migrantes).

— (traduction)



SALOME VON GREYERZ, *1968, est titulaire d'un doctorat en immunologie et d'un diplôme postgrade en éthique appliquée et administration de la santé publique. Elle travaille à l'Office fédéral de la santé publique depuis 2002 et dirige, depuis 2011, la Division Stratégies de la santé. Elle est membre du bureau du Comité interdépartemental du développement durable de la Confédération (CIDD).

Mobilité et justice sociale: la question de la vitesse

Vincent Kaufmann

vincent.kaufmann@epfl.ch

Ander Audikana

ander.audikana@epfl.ch

Dans le domaine de l'aménagement du territoire, la vitesse est implicitement synonyme de développement social et économique. Cette conception positive de la vitesse a conduit à la réalisation des réseaux de transports sur l'ensemble du territoire. Ceux-ci ont pour but de désenclaver et de permettre le développement de l'ensemble du territoire, mais aussi de désengorger les tronçons saturés et d'assurer la fluidité du trafic. Cette conception aujourd'hui encore très répandue atteint cependant ses limites.

Parmi les indicateurs du développement durable appliqués à l'aménagement du territoire, le pilier « social » est souvent négligé. Ce constat est notamment lié au fait que les dimensions sociales de la planification sont à la fois complexes et difficiles à mesurer et à quantifier.

En Suisse, la vitesse des différents moyens de transport a augmenté entre 1994 et 2010. A l'exception du vélo (dont la vitesse de 13,4 km/h reste stable) et du motorcycle, la plupart des modes de transport connaissent un accroissement de leur vitesse respective. Pourtant, celui-ci n'est pas distribué de manière homogène. La vitesse moyenne du train et de la marche à pied ont augmenté respectivement d'environ 23% (passant de 50 à 60 km/h) et de 15% (passant de 4,2 à 4,9 km/h),



alors que dans la même période les gains de vitesse de la voiture et du bus ou du tram se situent en dessous de 5 % (passant de 37 à 38,6 km/h) et de 8 % (passant de 16,8 à 18,1 km/h) respectivement. L'accélération de la vitesse demeure ainsi un élément marquant des déplacements quotidiens dans la société suisse.

Depuis une dizaine d'années, l'évolution de l'utilisation des moyens de transports est différente dans la ville-centre et dans les com-

munes de banlieue. Cette évolution s'observe dans de nombreuses agglomérations en Europe, y compris dans les agglomérations suisses. Ainsi, dans le centre, la population se motorise moins et utilise davantage les transports publics, le vélo et la marche pour les déplacements quotidiens. Dans ce contexte, la lenteur apparaît à l'intérieur de ces périmètres comme une qualité urbaine recherchée. Dans les communes périurbaines et à l'extérieur des agglomérations, c'est le contraire : l'utilisation de l'automobile conti-

nue à augmenter et la motorisation, souvent déjà très forte, est également en croissance. Derrière ce tableau général présentant une augmentation de la vitesse de déplacement se cachent donc de grandes disparités entre les territoires : la vitesse de déplacement des personnes diminue dans les villes-centres, mais parallèlement elle augmente dans les contextes périurbains et en dehors des agglomérations. En d'autres mots, le périmètre du modèle de la ville lente s'oppose à un territoire périurbain en constante accélération.

Ces tendances divergentes sont le résultat des politiques de transports qui visent à débarrasser le centre des agglomérations du trafic automobile en y limitant la circulation et le stationnement, tout en améliorant l'offre de bus, de trams ou de métros, ainsi que la qualité de l'espace public pour les piétons et les cyclistes. Les élus des villes-centres se réjouissent généralement du fait que l'utilisation de l'automobile baisse dans leur territoire, mais à y regarder de plus près, cette évolution se fait généralement au détriment

des communes de la couronne, qui héritent du trafic ne circulant plus dans le centre et par conséquent de l'ensemble des nuisances qui l'accompagne. Une telle situation comporte un véritable danger pour la cohésion sociale au sein d'une agglomération urbaine :

celui de l'accroissement de la ségrégation. Concrètement, le risque est que la politique des transports « écomobile » à l'œuvre dans la ville-centre contribue à sa gentrification (en faisant monter le prix des loyers), et que des phénomènes de relégation (d'appauvris-



« Dis-moi à
quelle vitesse
tu vas,
je te dirai
qui tu es »

Ivan Illich (1973)





sement) se développent parallèlement dans les communes de couronne proches.

Une politique des transports efficace doit permettre le déploiement d'une bonne qualité de vie dans l'ensemble du territoire. Or la maîtrise différentielle de la vitesse, avec la définition des zones lentes et des zones rapides, n'évacue pas la question de l'inégalité et de la justice sociale. Au contraire, des politiques plus sélectives à l'égard de la vitesse peuvent avoir des effets discriminants en fonction des populations. Alors que sous l'ancien modèle certains effets négatifs de l'accroissement de la vitesse, tels que la pollution, le bruit ou la congestion, étaient distribués de façon assez homogène, une maîtrise différenciée de la vitesse peut favoriser la concentration de ces effets sur certains groupes. Au contraire, les espaces lents peuvent devenir le « luxe » de portions privilégiées du territoire (le centre contre la périphérie) et de la population (les couches sociales aisées contre les populations vulnérables). Si le modèle de « ville lente » présente des atouts

permettant d'avancer dans la définition d'un développement urbain durable, il ne faut donc pas sous-estimer les implications de la mise en œuvre des politiques de la lenteur en termes de justice sociale. Un territoire qui combine accélération et lenteur de façon sélective risque de favoriser une distribution inégale des bénéfices et des nuisances liés à la vitesse de déplacement.

Eloge de la lenteur

La question que pose un aménagement du territoire visant à la fois le développement durable et la cohésion sociale est celle d'assurer un accès égalitaire aux différentes vitesses. Dans le modèle du développement territorial par les transports rapides qui a longtemps prévalu, une vitesse élevée géné-

ralisée était le moyen privilégié pour assurer l'accessibilité spatiale et la cohésion sociale. L'accroissement de la vitesse était considéré comme créatrice d'un territoire accessible, inclusif et fluide. Dès lors que la « lenteur » est devenue une qualité sociale et urbaine recherchée, les politiques de transport et d'aménagement doivent contribuer à ce que celle-ci ne soit pas concentrée dans quelques périmètres centraux à disposition des populations favorisées. Les atouts de la lenteur concernant le développement durable ne devraient pas faire oublier les risques de ségrégation sociale qui sont associés à son développement. Viser la démocratisation de la vitesse nécessite aussi désormais de s'intéresser à la distribution de cette (nouvelle) ressource rare que constitue la lenteur.

— (traduction)



VINCENT KAUFMANN, *1969, est professeur de sociologie urbaine et d'analyse des mobilités à l'École polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL), où il dirige le laboratoire de sociologie urbaine (LaSUR). Il a été chercheur invité à l'Université de Lancaster, à l'École Nationale des Ponts et Chaussées à Paris et à l'Université catholique de Louvain-la-Neuve. Son dernier ouvrage s'intitule « Retour sur la ville » (Presses Polytechniques et Universitaires Romandes).



ANDER AUDIKANA, *1983, est collaborateur scientifique au laboratoire de sociologie urbaine (LaSUR) de l'École polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL) et chercheur associé à l'Université de Deusto. Après un doctorat à l'Université Paris-Est, il a été chercheur Fulbright-Schuman à la George Mason University et à l'University of California, Berkeley.

«L'espace public
et la participation,
moteurs de la
durabilité sociale.»

Interview: Pieter Poldervaart
Photos: Martin Bichsel



La dimension sociale du développement durable touche tous les domaines de la vie. Trop souvent toutefois, on ne lui concède qu'une place d'acteur mineur à côté de l'écologie et de l'économie. Or il importe au contraire de favoriser la participation des acteurs concernés au développement de ces aspects et il faut, en parallèle, se poser la question de la répartition des ressources et responsabiliser l'économie, estiment Natacha Litzistorf, directrice d'equiterre, et Hugo Fasel, directeur de Caritas.

Madame Litzistorf, au Sommet de la Terre de Rio, en 1992, le développement durable a été considéré essentiellement comme un engagement politique permettant de concilier harmonieusement l'économie et l'environnement. La troisième dimension de la durabilité a-t-elle fait son chemin dans la prise de conscience du public?

Natacha Litzistorf (NL): Par le passé, la dimension sociale a été le parent pauvre des discussions sur la durabilité. L'importance de cette dimension n'est pas encore pleinement perçue par l'opinion publique. Par contre, elle l'est un peu mieux par les politiques et l'administration, qui se sont aperçus qu'il valait la peine d'investir dans le domaine social, même sur le plan financier.

Que voulez-vous dire?

NL: Nous devons considérer les efforts consentis pour renforcer la dimension sociale de la durabilité comme un investissement pour les gens d'aujourd'hui et les générations futures, ainsi que pour assurer la cohésion sociale de notre pays. Il est nécessaire, en ces temps d'austérité budgétaire des collectivités publiques, de s'interroger sur les raisons de l'insuffisance des moyens accordés au domaine social.

Monsieur Fasel, l'organisation caritative que vous dirigez travaille depuis longtemps dans ce domaine. La prise de conscience de cette question dans l'opinion publique va-t-elle voler la vedette à l'action de Caritas?

Hugo Fasel (HF): Nous avons encore beaucoup à faire, malheureusement. Avant d'avancer dans la discussion, j'aimerais aborder quelques points plus généraux. A mes yeux, la durabilité comporte en plus une quatrième dimension: la démocratie et la participation de la population. Je plaide pour que la population soit plus largement associée aux processus démocratiques. Une autre question est celle de savoir comment faire face à la perte de sens de la notion de durabilité.

Madame Litzistorf, la durabilité est-elle une notion bientôt vide de sens?

NL: Il est vrai que chacun interprète cette notion à sa façon, ce qui rend difficile la communication sur son sens véritable. Lorsque le débat porte sur la durabilité des systèmes de transport, par exemple, chaque lobby présente sa vision propre. Le TCS comme l'ATE auront ainsi la conviction d'avoir pris en compte les trois dimensions de la durabilité. Je ne crois pas qu'une nouvelle définition puisse changer les choses.

HF: La durabilité est à mon sens un concept politique visant à appréhender simultanément les trois ou quatre dimensions du développement durable, et à les coordonner harmonieusement. C'est une approche délicate qui semble contre-intuitive par rapport à la pratique politique unidimensionnelle habituelle.

En admettant que les aspects sociaux soient mieux pris en compte dans les politiques, quels sont les grands chantiers à empocher?

HF: Quelques chiffres montrent de façon relativement simple ce qu'il reste à faire: avec

« La participation est importante mais peut devenir un problème. »

HUGO FASEL

ses huit millions d'habitants, la Suisse a un PIB plus élevé que les 20 pays les plus pauvres de la planète, qui comptent au total 815 millions d'habitants.

La priorité est donc de relancer l'économie?

HF: L'économie doit servir à assurer notre existence. La croissance pour la croissance n'a aucun sens. En Suisse, les chiffres de la pauvreté augmentent malgré la haute conjoncture. Aujourd'hui, 650 000 personnes, dont 260 000 enfants, sont tombées dans la pauvreté. Cela relativise la prospérité économique. Il est en effet beaucoup plus difficile de parler d'écologie aux personnes dont l'existence n'est plus assurée.

Quels instruments autres que la relance économique proposez-vous?

NL: La participation des personnes concernées, évoquée par Monsieur Fasel, est effectivement essentielle. La prise en compte, par le passé, des préoccupations des personnes âgées est un exemple éloquent: on a essayé de créer des conditions favorables au maintien, le plus longtemps possible, de ce groupe d'âge dans son environnement familial. Puis, la nécessité d'intégrer l'espace public à cette réflexion s'est imposée pour ce groupe. En



NATACHA LITZISTORF, *1968, a étudié les sciences politiques à l'Université de Genève. Elle est directrice d'equiterre depuis 2001 et préside la Fédération romande des consommateurs (FRC) depuis 2014.

effet, c'est là que se nouent aujourd'hui les relations sociales.

HF: Les personnes retraitées arrivent à défendre leurs intérêts avec efficacité. A noter également que l'allongement de la durée de vie a créé une nouvelle génération. Les 65-80 ans contribuent au maintien de la stabilité et de la santé de notre société: ils militent dans le milieu associatif et s'occupent à temps partiel de leurs petits-enfants.

Comment les urbanistes doivent-ils concevoir ces espaces publics, dont l'importance ne fait que croître?

« Il est vrai que chacun interprète la notation de durabilité à sa façon. »

NATACHA LITZISTORF

NL: Il est important de revoir la chronologie des planifications. Au lieu de définir en premier lieu l'espace construit, il faudrait commencer par concevoir les espaces publics et ouverts. Cette manière de procéder permettrait d'éviter une ségrégation spatiale entre jeunes et personnes âgées, ou entre riches et pauvres. La mixité sociale est une exigence bien acceptée en théorie, mais qui mérite d'être sans cesse rappelée. Et cela, avant que les immeubles en projet ne sortent de terre.

Le concept de mixité sociale est-il bien accepté?

NL: Pas toujours. Récemment j'ai animé, dans un quartier dit «à problèmes», un atelier réunissant dix personnes de nationalités et religions différentes. Plusieurs participants ont fait valoir qu'il était très agréable de pouvoir rester «entre soi» et qu'il ne fallait pas favoriser la mixité sociale. C'est cela aussi la participation:

il arrive que la population émette des souhaits qui ne rejoignent pas la vision des experts. Soit on accepte cette réalité, soit on renonce dès le départ à inviter la population à répondre à des questionnaires.

Monsieur Fasel, avez-vous fait ce genre d'expériences?

HF: La participation est importante mais peut devenir un problème, par exemple lorsque des personnes établies de longue date monopolisent les espaces d'expression. Parfois, cela ne fait que cimenter le statu quo.

Comment réussir à faire participer la population?

NL: Mes vingt ans d'expérience dans ce domaine m'ont appris qu'il ne faut pas développer des solutions toutes faites pour un groupe ou un quartier, mais qu'il est préférable d'élaborer des solutions avec les personnes concernées. Comme pour la promotion de la santé, celles-ci doivent avoir la volonté de participer, sinon les meilleures recettes ne serviront pas à grand-chose. On a trop longtemps pensé que les experts pouvaient quasiment faire le bonheur des gens à leur insu.

Quelles sont les limites de la participation?

NL: Il est important d'expliquer aux gens que l'aménagement des quartiers n'est pas un self-service. Un exemple: la présence d'eau est très appréciée dans les espaces publics, que ce soit sous forme de fontaine ou de ruisseau. Mais dès que des obstacles techniques ou financiers rendent un projet irréalisable, il faut le signaler tout de suite. Les planifications permettent de piloter des projets de façon proactive. L'exigence de respecter un certain pourcentage de logements sociaux a, par exemple, un effet sur la rentabilité d'un projet immobilier. Il est donc indispensable que les politiques et l'administration s'unissent pour faire respecter ce type d'impératif.

Le font-ils?

HF: Non! A l'heure actuelle, on observe une tendance à la ségrégation et non à un renfor-

cement de la mixité sociale. Dans les communes, de plus en plus de responsables ont pour habitude de refuser un logement à des candidats dans le besoin. Ce ne sont plus des cas isolés. Autre problème: il n'y a plus de politique du logement en faveur des plus faibles. Seuls un ou deux cantons tiennent encore compte des personnes vivant sous le seuil de pauvreté dans leur politique du logement. Il y a même des cantons qui favorisent cette ségrégation dans leur plan directeur. Dans le canton de Zoug, il n'y a pas de personnes défavorisées – car les zones susceptibles d'accueillir de tels logements sont réservées aux villas et appartements de luxe! L'Office fédéral du logement n'a pas non plus de concept pour les plus défavorisés.

Pourquoi cela?

HF: Ces dernières années, des milliards ont été investis pour répondre aux besoins des personnes âgées, dans la prise en charge partielle, les logements mixtes et les maisons multigénérationnelles...

Des investissements erronés?

HF: Bien sûr que non! Cet exemple montre simplement que les communes sont tout à fait capables de s'engager pour tel ou tel groupe de population. Les personnes âgées

peuvent tirer parti de leur droit de vote. Je ne veux en aucun cas polémiquer contre les seniors; je cherche juste à démontrer que la participation de groupes sociaux dépend fortement de leur possibilité de s'exprimer par les urnes. Les pauvres sont souvent des étrangers qui, parce qu'ils n'ont pas le droit de vote, sont peu pris en considération par les partis politiques.

Comment ce phénomène se manifeste-t-il?

HF: Prenons une petite ville où il est nécessaire de consentir des investissements publics dans des logements pour personnes âgées. Ces dernières se rendront avec détermination à l'assemblée communale et veilleront à ce que le projet soit accepté, même si celui-ci risque de grever lourdement les finances communales. Dans un tel cas, la participation fonctionne car les personnes concernées bénéficient d'un certain poids politique.

NL: Il y a un autre problème auquel j'ai été récemment confrontée au conseil communal de la ville de Lausanne. J'ai déposé une motion demandant une planification du logement, non pas seulement en ville, mais à l'échelle de l'agglomération. Il m'a été répondu que la ville n'avait pas la compétence de faire une analyse au-delà de son territoire.



HUGO FASEL, *1955, a fait des études d'économie à l'Université de Fribourg. Il devint secrétaire central de la Confédération des syndicats chrétiens de Suisse en 1986 et siégea au Conseil national de 1991 à 2008. Il dirige Caritas Suisse depuis 2008.

Or ce n'était pas un projet d'aménagement du territoire, juste une analyse de la situation... et déjà nous nous heurtons au problème de la fragmentation de notre Etat fédéral.

Une logique limitée au niveau local empêcherait-elle de créer des logements adéquats pour les personnes vivant sous le seuil de pauvreté?

NL: Il manque des solutions adaptées aux groupes sociaux défavorisés, mais il manque aussi, de façon générale, des concepts d'urbanisation cohérents. La mixité sociale, associée à la politique fiscale, en fait partie. En effet, des villes qui pratiquent une politique ouverte aux personnes défavorisées ont besoin également d'une bonne assiette fiscale. Il serait très utile de discuter à l'échelle de l'agglomération plutôt que de limiter les discussions à son propre territoire.

Monsieur Fasel, notre vision est-elle trop étriquée?

HF: Hélas, oui! Ces questions dépassent le cadre communal, et parfois même cantonal. Le principe de subsidiarité nous offrirait pourtant une marge de manœuvre suffisante pour résoudre des problèmes mineurs à une échelle locale. Mais lorsque cette subsidiarité se traduit par des politiques défensives et un isolement, nous ne faisons que repousser plus loin vers la périphérie les problèmes que nous aurions pu résoudre à une échelle intercommunale. Cela conduit à des situations de type banlieues françaises.

Les cantons et la Confédération devraient-ils se montrer plus actifs?

NL: La Confédération et les cantons devraient en priorité motiver les communes à encourager la participation, mais ne l'imposer par des sanctions qu'en cas d'extrême nécessité. Il est très difficile de parvenir à une harmonisation de plusieurs politiques. Ainsi, la res-

ponsabilité de la politique de la santé est simplement déléguée aux cantons, alors que les communes disposeraient, au niveau local, de multiples atouts pour améliorer la santé de leur population.

Dans ce domaine, faudrait-il favoriser une logique interrégionale?

HF: Absolument. Cependant, il faudrait penser à la fois à très grande et à très petite échelle, au niveau interrégional mais aussi microlocal. Lorsque nous parlons subsidiarité, nous devons toucher aussi le quartier et chaque individu. Au bout de la chaîne, beaucoup de choses dépendent de chacun: la Confédération contrôle, le canton organise, la commune planifie; mais si les gens ne manifestent aucun intérêt pour des quartiers mixtes et fréquentent toujours les mêmes cercles sociaux, le meilleur des projets arrivera vite à ses limites. La curiosité, l'intérêt ne se commandent pas.

Une possibilité serait d'encourager les milieux associatifs...

HF: Oui, mais les associations sont toujours plus nombreuses à disparaître. La marchandisation de notre société est si avancée que les bénévoles sont sournoisement taxés d'incorrigibles «gentils». Les plateformes de rencontre, qui jouent pourtant un rôle essentiel pour différents groupes de la société, se font rares. Les conséquences sont perceptibles dans les résultats des votations: les régions où il n'y a pour ainsi dire pas d'étrangers votent contre l'immigration.

NL: L'individu est effectivement au centre de cette problématique. Il est par conséquent nécessaire que les pouvoirs publics créent des conditions-cadres favorables à l'épanouissement de chaque personne. Les planifications imposées d'en haut bloquent tout processus participatif; seules les planifications laissant des ouvertures au débat favo-

risent la participation. Après, chaque individu est libre de décider s'il veut tirer parti des possibilités offertes.

Que pensez-vous des incitations?

NL: Beaucoup de personnes sont motivées par les systèmes incitatifs, la perspective d'une petite gratification, par exemple les récoltes de légumes dans les jardins communautaires que nous gérons dans les quartiers défavorisés. Les retombées de ces projets sont nombreuses: les travaux ardues sont effectués collectivement, permettant un contact avec des personnes d'autres cultures et régions linguistiques, et à la fin, chacun participe aux récoltes. Tout le monde est fier du travail accompli. De plus, nous avons pu observer une meilleure prise



de conscience de l'importance de se nourrir de légumes de la région et de saison. La promotion de la santé ainsi effectuée est simple et certainement beaucoup plus efficace que les grandes campagnes publiques visant à modifier les comportements alimentaires.

Nous avons abordé le rôle des politiques, des pouvoirs publics et de la société civile. Encore une question: quelle est la responsabilité des milieux économiques?

HF: L'économie a un pouvoir décisif sur la répartition des revenus. Elle a également une responsabilité écologique, et cela au niveau planétaire. Plusieurs géants du négoce de matières premières, notamment quelques champions du monde de la pollution de l'environnement, ont leur siège à Zoug. Leur res-

ponsabilité est par conséquent immense. Autre réalité à prendre en compte: notre pays compte plusieurs centaines de milliers de *working poors*. Ce groupe social n'a certainement pas le temps de pratiquer le jardinage urbain... Il doit d'abord s'assurer un revenu qui lui permette de vivre. On est au cœur de la responsabilité des milieux économiques.

NL: Les *working poors* sont présents dans les jardins communautaires. Certains y voient même une possibilité de troisième revenu. Leur motivation est de se procurer des légumes sains et bon marché. Mais revenons au rôle de l'économie. Je suis pour le principe de la responsabilité collective, mais différenciée: nous sommes tous dans le même bateau, mais tout le monde ne peut pas être capitaine. Ces dernières années, certains

milieux économiques ont négligé leur responsabilité sociale. Pour ce qui est de nos projets, nous pouvons démontrer qu'ils génèrent souvent une valeur ajoutée non négligeable du point de vue économique.

Comment cela?

NL: Remplacer un gazon stérile par un jardin de quartier permet de rapprocher les gens. De plus, les propriétaires immobiliers ont moins de problèmes de voisinage. Des expériences analogues ont été faites dans les établissements pénitentiaires, où les projets communautaires ont contribué à diminuer l'agressivité des prisonniers. Citons également l'exemple de la rentabilisation des friches par CFF immobilier. Les projets qui ne bénéficient pas d'une large assise échouent souvent. Aussi les CFF lancent-ils régulièrement, dans leur propre intérêt (économique), des procédures participatives.

L'économie est-elle un partenaire?

NL: Absolument. Lorsque je me suis lancée dans de tels projets de coopération, il y a dix-sept ans, on m'a reproché de pactiser avec le diable. Je ne partage pas cet avis: si nous n'associons pas les milieux économiques, rien ne bougera. Je fais le même constat dans mes fonctions de présidente de la Fédération romande des consommateurs.

HF: D'accord. Mais il n'y a pas qu'une seule économie. Ces dernières années, les organisations économiques n'ont eu de cesse de réclamer une baisse des taux des prélèvements obligatoires et de la fiscalité. Du coup, de nombreuses communes et villes se retrouvent sans moyens pour financer des projets participatifs. Si l'économie a la réelle volonté de promouvoir la dimension sociale de la durabilité, elle ne peut pas se contenter d'agir ponctuellement, elle doit donner un signal politique différent.

— (traduction)



Projets urbains: revalorisation de quartiers avec la participation de leur population

Sonja Kubat

sonja.kubat@are.admin.ch

Josianne Maury

josianne.maury@are.admin.ch



Depuis 2008, la Confédération accorde, dans le cadre du programme Projets urbains, un soutien à des communes d'agglomération pour la mise en œuvre de projets de développement visant à améliorer durablement le cadre de vie dans des quartiers existants. En 2015 s'achèvera la phase pilote de ce programme, qui repose sur une approche interdisciplinaire. Dans ces projets, la collaboration horizontale et verticale entre quartiers, villes et cantons est centrale.

Les Projets urbains jouent un rôle important dans les quartiers d'agglomération parce qu'ils tendent à offrir aux groupes de la population tant autochtone que migrante, défavorisés du point de vue socioéconomique, un cadre de vie et des logements abordables. Ils permettent d'intégrer, en une approche coordonnée, les objectifs de développement territorial, d'intégration et de logement. Les autorités et les responsables de projets des communes ont, en effet, besoin de soutien pour aménager leurs quartiers difficiles selon une approche transversale et avec la participation de la population. Pour affronter les problèmes posés par ces quartiers, de nombreuses communes de petite et moyenne dimension n'ont accès ni aux ressources financières et humaines, ni aux connaissances dont disposent les grandes villes. Or, certains quartiers risquent d'être pris dans un cercle vicieux et de voir leurs problèmes s'aggraver et toucher l'ensemble de l'agglomération. Les Projets urbains cherchent à freiner cette évolution en encourageant la collaboration horizontale et verticale entre les quartiers, les villes et les cantons, contribuant ainsi à la requalification à long terme des quartiers concernés.

Exploiter pleinement le potentiel des espaces ouverts

Des espaces ouverts agréables contribuent à améliorer la qualité de vie de la population, car ils contrebalancent la densité des zones construites. Les habitants du quartier peuvent y pratiquer une partie de leurs loisirs et leurs activités sportives, s'y détendre ou s'y rencontrer.

Les problèmes étudiés dans le cadre des Projets urbains ne concernent pas seulement les espaces intérieurs – par exemple, les immeubles non entretenus. Ils touchent aussi les espaces extérieurs, qui sont souvent de piètre qualité, difficilement accessibles, exposés à des nuisances de trafic et dépourvus d'aménagements de loisirs. La population ne s'y sent pas suffisamment en sécurité et ces facteurs cumulés contribuent à dégrader la réputation du quartier, faisant fuir les investisseurs immobiliers – ce qui, à son tour, accélère la tendance à la ségrégation sociale.

Les objectifs premiers des Projets urbains sont donc de revaloriser l'environnement ré-

sidentiel et de dynamiser la vie de quartier. Des espaces extérieurs de meilleure qualité peuvent redevenir des espaces à vivre. Ils redonnent aux habitants l'élan nécessaire pour se mobiliser à long terme au service de leur quartier. Les mesures d'aménagement mises en œuvre dans le cadre des Projets urbains concernent avant tout la modération du trafic et la création d'espaces de rencontre, de détente ou d'activités diverses.

Street soccer et guérilla jardinière

A Rorschach (SG), par exemple, un concept élaboré selon une approche participative durant la première phase du programme (de 2008 à 2011) a permis de réorganiser le trafic de quartier et de réaménager la Gerenstrasse, qui était sinistrée par le trafic de transit. Un environnement résidentiel vivant et agréable a vu le jour à la faveur de la requalification des espaces extérieurs: dans la rue autrefois encombrée de voitures, des enfants du quartier jouent, des bancs invitent à s'as-





seoir et des fêtes et événements de quartier ainsi qu'un tournoi de foot de rue (*street soccer*) sont régulièrement organisés par la population, épaulée par le bureau de quartier.

A Pratteln (BL), un Projet urbain dans le quartier de Längi, conçu collectivement par la commune, les habitants du quartier et des propriétaires, a permis de créer plusieurs nouveaux espaces d'activités sportives, notamment un parcours de fitness, un terrain de *street soccer* et deux places de jeux. Cependant, comme il manque encore des lieux de

rencontre appropriés dans le quartier, la commune a étudié avec un propriétaire immobilier et avec les habitants un projet de nouvelle place de quartier, qui deviendra une zone de rencontre. Les travaux d'aménagement commenceront à l'automne 2015.

Dans la commune de Vernier (GE), de tels lieux de rencontre sont en cours de réalisation dans le quartier des Libellules; ils seront destinés aux habitants du quartier et des immeubles voisins. Sept édicules seront construits au pied des immeubles dès mi-2015 et

dix studios seront transformés en espaces de vie pour y organiser des activités communautaires, des événements culturels et des expositions, ce qui ne manquera pas d'attirer des gens des autres quartiers.

Les jardins de quartier créés dans le cadre de quelques Projets urbains offrent également de nombreuses possibilités d'activités communautaires, qui favorisent la cohésion sociale. En effet, par leur participation active, les habitants contribuent à valoriser leur quartier:

→ à Aarburg (AG), des habitants ont créé un jardin communautaire, avec des plates-bandes potagères, une serre et un emplacement pour faire des grillades, qui est devenu un lieu de rencontre apprécié;

→ à Olten-Est (SO), la population du quartier a mené diverses actions de végétalisation à l'enseigne d'une «guérilla jardinière»;

→ dans le quartier de la Pelotière, coupé du centre de Versoix (GE), la création d'un ensemble de parcelles de jardins potagers, avec une piste de pétanque, et la reconstruction du Café-Rencontre ont créé des lieux communautaires ouverts à tous.

Travail en réseaux participatifs et transfert de connaissances

Comme le montrent ces exemples, les Projets urbains ont, dès le départ, contribué à dynamiser des quartiers selon un processus intégrateur. Ils ont amélioré durablement la qualité de vie et la qualité des logements. De nombreuses rénovations immobilières ont été entreprises depuis lors et sont le reflet d'un développement de quartier réussi. Les communes d'agglomération peuvent bénéficier de l'expérience acquise dans les Projets urbains pour repenser leur aménagement du territoire; elles peuvent notamment apprendre comment mettre en place un processus de participation intégrant de nombreux acteurs.

L'un des aspects essentiels de la mise en œuvre de ces projets est l'implication de la population dès le début des processus. Cette approche permet, d'une part, de renforcer l'acceptation des projets et, d'autre part, de favoriser le sentiment d'appartenance à un lieu. La population se sent invitée à s'engager davantage dans la vie sociale du quartier. Mais le développement durable des quartiers requiert aussi, outre la mobilisation de la population, une bonne coordination entre les

COLLABORATION INTERDÉPARTEMENTALE

Le programme «Projets urbains – intégration sociale dans des zones d'habitation» offre un soutien technique et financier aux villes de petite ou moyenne dimension et aux communes d'agglomération pour la mise en œuvre de projets de développement de quartier. L'approche interdisciplinaire du programme «Projets urbains» apparaît dans ses structures d'organisation: le programme est dirigé par un groupe de pilotage interdépartemental, qui comprend des membres de l'Office fédéral du développement territorial, du Secrétariat d'Etat aux migrations, de l'Office fédéral du logement, de la Commission fédérale pour les questions de migration et du Service de lutte contre le racisme. Par ailleurs, cette approche intégrée se retrouve dans la coopération tripartite entre la Confédération, les cantons et les communes, qui apportent également un soutien financier et technique. Lors des deux phases pilotes des Projets urbains, de 2008 à 2011, puis de 2012 à 2015, seize communes au total ont bénéficié d'un tel soutien: six en Suisse romande et dix en Suisse alémanique.

www.projetsurbains.ch

différentes politiques sectorielles, et entre les autorités et les acteurs concernés.

L'expérience des Projets urbains démontre que l'ancrage durable des processus de développement de quartier dans les communes et les cantons est une tâche de longue haleine, toujours tributaire de nouvelles dynamiques. De plus, les succès engrangés ne devraient pas occulter le fait que de nombreuses communes d'agglomération restent confrontées à des problèmes sociaux et d'aménagement qui pourraient encore s'ag-

graver. La Confédération a donc un rôle doublement important à jouer à travers les Projets urbains: elle doit, d'une part, favoriser des processus intégrant une approche coordonnée dans les quartiers concernés et, d'autre part, encourager les échanges et les partenariats entre responsables de projets ainsi que le transfert de connaissances au-delà des limites communales et cantonales. Pour cela, elle propose de mettre en place une plateforme nationale.

— (traduction)



SONJA KUBAT, *1984, a étudié les sciences politiques et l'histoire moderne à l'Université de Zurich. Elle travaille désormais au sein de la section Urbanisation et paysage de l'ARE, en tant que responsable de la mise en œuvre de la politique des agglomérations.



JOSIANNE MAURY, *1971, a fait des études d'architecture à l'EPFL et suivi un DEA en urbanisme à l'Université de Genève. Après avoir travaillé dans des bureaux d'architecture à Paris et à Lausanne, elle est actuellement coordinatrice du programme Projets urbains au sein de l'ARE.

Une place du marché renouvelée au cœur de Renens : un projet urbain réalisé grâce à une importante démarche participative

Tinetta Maystre

Tinetta.Maystre@renens.ch

La requalification du centre-ville de Renens a pu se faire grâce à une importante implication de la population. Echanges de vues en 2006, au moment du lancement du projet, dans le cadre du mandat d'études parallèles et, jusqu'en 2008, débats publics accompagnant son étude ont permis la réalisation de 75 logements mixtes, de surfaces commerciales et de zones d'activités, ainsi que l'aménagement de nouveaux espaces publics de qualité au cœur même de la ville.

Délaissé par les promoteurs au profit de centres commerciaux situés en périphérie, ce site partiellement en friche était en attente de projets depuis plus de vingt ans. Toutefois, son emplacement stratégique au cœur même de la ville, à proximité de la gare et des transports publics, invitait à planifier son développement de façon prioritaire.

La redynamisation du centre était prévue dans le plan directeur communal, en cohérence avec les objectifs de l'aménagement durable du territoire du programme d'agglomération Lausanne-Morges (PALM) consistant à construire la ville en ville et à prévoir des logements et des emplois à proximité des axes de transports publics.



Toutefois, même s'il était sous-utilisé, son emplacement central en faisait un lieu de rencontre incontournable, pilier de la vie sociale de Renens grâce à son marché coloré des samedis matin et à ses fêtes populaires. Ainsi, afin d'être au plus près des attentes de la population, la Municipalité a initié le projet en 2005 en mettant sur pied des ateliers ciblés sur les enjeux du centre-ville.

Si les promoteurs ont un rôle à jouer dans la réalisation des programmes architecturaux privés, l'espace public, en tant que lieu collectif, est le domaine d'action par excellence des pouvoirs publics. La municipalité a saisi cette occasion d'enterrer le parking et de rénover la place du marché située au-dessus, avec le pari d'y installer un projet de qualité





alliant convivialité et respect des différentes fonctions. Elle a proposé un processus de concours pour favoriser l'émergence de solutions innovantes. Ainsi, en 2006, une procédure de mandat d'études parallèles était lancée en amont de la procédure de plan de quartier. Les projets furent ensuite présentés au public lors de deux soirées. Toucher au cœur d'une ville peut provoquer des réactions de rejet. Il y a eu des controverses et une pétition a été signée par 826 personnes pour protester contre ce changement. Le développement du projet a par la suite encore fait l'objet de quatre journées de débat. En 2008, une votation populaire a finalement abouti à la validation du projet par plus de 76% des votants.

Le fait de travailler sur l'espace public et de choisir un projet pour la place en amont du processus de planification a constitué un avantage marquant. Cela a permis à la municipalité de négocier le projet architectural avec un propriétaire ouvert au dialogue et de veiller au respect de la mixité sociale dans l'offre des logements, en prévoyant un certain nombre d'appartements subventionnés ou protégés. Cela a également permis d'intégrer les remarques, suggestions et réactions du public. Ainsi, la démarche a permis de compléter le projet en y intégrant un square arborisé, de maintenir un saule sur la place et de requalifier également les rues adjacentes.

En 2009, fois le chantier en route, l'organisation de manifestations culturelles éphémères, a fourni de nouvelles occasions de communiquer avec le public. Grâce à ces échanges, le marché a pu être maintenu jusqu'à son retour sur la place en 2011. Ce projet s'est construit dans le respect de l'identité de Renens et la population en a été partenaire à part entière, au même titre que le propriétaire foncier promoteur. Le prix Wakker, attribué en 2011 aux communes de l'Ouest lausannois a consacré non seulement le résultat, mais aussi la méthode qui a abouti à la réalisation de ce patrimoine de demain.



TINETTA MAYSTRE, *1961,
géographe et conseillère
municipale de Renens, en
charge de l'urbanisme et
des travaux depuis 2006.

Durabilité sur deux roues

Texte et photos: Stefanie Pfändler
s.pfaendler@gmail.com



La ville d'Uster a trouvé un moyen de conjurer l'intégration sociale avec l'économie et la protection de l'environnement. La vélostation permet aux personnes dépendant de l'aide sociale d'avoir des journées de travail régulières et des contacts avec d'autres personnes. Parfois, il leur arrive même de décrocher un emploi, un vrai. La population, quant à elle, profite des services proposés à des prix défiant toute concurrence.



La vélostation d'Uster offre à ses usagers une possibilité de structurer leur journée et de reprendre des contacts sociaux – et constitue parfois un tremplin pour un premier emploi.

A l'arrière de la gare d'Uster, juste avant la sortie du passage sous-voie du côté du centre-ville, Vito Petruzello et Lucia Teti surveillent, derrière une vitre ruisselante de pluie, les allées et venues des pendulaires qui rentrent chez eux, un capuchon sur la tête ou armés de parapluies. Ce soir, seul l'un d'eux oblique vers le portail bleu-vert. «En été, une cinquantaine de personnes passent prendre leur vélo dans notre vélostation», dit Teti. «Aujourd'hui, il y en aura tout au plus une dizaine.» Lucia Teti sait de quoi elle parle. Cette Tanzanienne travaille depuis trois ans à

la vélostation d'Uster et, comme elle le dit fièrement, n'a jamais manqué un seul jour de travail.

Entre-temps, le cycliste a enfilé son équipement de protection contre la pluie et lui fait un petit signe en repartant. «Je connais bien notre clientèle», dit Teti, et elle sort son stylo.

Radieuse, elle prend place à son poste et inscrit le nombre d'arrivées et de sorties de cyclistes. Elle aime bien tenir cette statistique et apprécie de pouvoir faire un travail qui ne soit pas trop dur physiquement. Le plan de travail est accroché au mur. Lucia Teti travaille quatre fois par semaine à la vélostation et, une fois par semaine, elle suit le cours d'allemand donné au même endroit.

Faibles chances sur le marché du travail

La vélostation d'Uster est gérée par l'association «also!», soutenue par sept communes de l'Oberland zurichois. Cette association offre divers services permettant l'intégration sociale et professionnelle de personnes dépendant de l'aide sociale. «Il y a presque autant de possibilités d'engagement que d'utilisateurs», dit Theres Stämpfli, directrice de la vélostation. Chaque contrat est adapté aux besoins individuels: le lieu, la durée et les horaires de travail peuvent être revus en permanence en fonction de l'évolution de la personne. Les personnes dépendant de l'aide sociale qui travaillent à la vélostation n'ont en règle générale que de faibles chances de trouver un emploi sur le marché du travail. «Souvent, dit Mme Stämpfli, il s'agit de personnes ayant un handicap physique ou ne connaissant que quelques bribes d'allemand.» L'association gère en outre un restaurant et un service de jardinage et d'entretien. «also!» propose également des missions et emplois temporaires dans des entreprises partenaires. Pour cela, elle conseille et soutient ses usagers.

Theres Stämpfli passe deux fois par jour pour voir si tout va bien. Le plus souvent, ça roule! «Les usagers s'identifient fortement à la station et s'impliquent beaucoup», dit-elle. Les équipes ont installé de leur propre chef un lieu de collecte de vieux tissus et habits, qu'elles réutilisent pour nettoyer les vélos, ainsi qu'un conteneur de récupération du PET, qu'elles vident régulièrement.

Le profil de chaque mission à l'association «also!» correspond aux possibilités de la personne; au centre, la directrice: Theres Stämpfli.



Une institution sociale avec une logique d'entreprise de services

Pour leur travail, les usagers ne reçoivent pas de véritable salaire mais un complément au montant de l'aide sociale qu'ils touchent, soit 300 francs par mois au maximum. «also!» reste en contact étroit avec les travailleurs sociaux et soutient les usagers dans leur développement personnel. Il y a parfois des parcours très émouvant dit Theres Strämpfli: «Une Iranienne avait commencé à travailler chez nous. Bien qu'elle ne sache pratiquement pas un mot d'allemand et qu'elle n'ait pour

ainsi dire jamais fréquenté d'établissement scolaire, elle a fait des progrès fulgurants en allemand.

Au bout d'un an, elle a quitté la vélostation pour aller travailler à la friperie, puis a trouvé très vite un emploi fixe.» Cet exemple montre que ces missions peuvent non seulement offrir aux usagers une possibilité de structurer leur journée et de rétablir des contacts sociaux, mais servent parfois de tremplin pour accéder à un premier emploi. En tout cas, ces activités redonnent à chaque usager l'estime de soi qu'il est difficile d'avoir dans de telles situations.

Pour Theres Stämpfli, le rôle social de l'association ne doit pas occulter son caractère d'entreprise de services. La station est mise à disposition par la ville d'Uster essentiellement parce que cette collectivité publique a la volonté d'encourager la locomotion douce et souhaite proposer, à proximité de la gare, un parking sûr pour les vélos. Avoir confié la gestion de celui-ci à l'association «also!» est un plus pour tout le monde. «Si nous devons engager des collaborateurs fixes, nous ne pourrions pas offrir ce service à des prix aussi modiques», déclare Theres Stämpfli. L'abonnement annuel pour les habitants est



de 120 francs, une carte journalière coûte deux francs et on peut même reprendre en fin de journée son vélo «poutzé» pour le prix imbattable de neuf francs. «C'est un service très intéressant», dit Theres Stämpfli avec conviction.

Tout le monde doit y trouver son compte, telle est la règle

Il est 19 h et la pluie n'a pas cessé. Lucia Teti restera encore une heure à son poste tandis que Vito Petruzello se met déjà en route pour rentrer chez lui. Demain, il ne travaillera pas à la vélostation; il pratiquera son autre

job, également chez «also!»: depuis un an, l'association propose un service de ramassage-recyclage à domicile. Les habitants peuvent demander un service de ramassage de leurs déchets encombrants moyennant une modique contribution. Ce service est gratuit pour les seniors de plus de 75 ans et pour les bénéficiaires de l'AI. Comme pour la vélostation, tout le monde est gagnant: des emplois de réinsertion sont créés; les personnes âgées reçoivent une aide bienvenue (les aidant à rester plus longtemps dans leurs meubles); en même temps, les déchets sont revalorisés et la protection de l'environnement est donc encouragée.

Cependant, pour Vito Petruzello, ce job a encore une tout autre signification: en tant que conducteur de camion, il a appris à connaître Uster comme sa poche. Pour cet Italien d'origine, c'est très important et il tend son index d'un air entendu: sa prochaine mission – tel est du moins son souhait – est de devenir le maire d'Uster. «Et j'en serais un bon», renchérit-il. «Je serais proche des gens.»

— (traduction)



STEFANIE PFÄNDLER, *1985, a étudié les sciences politiques et les sciences de l'environnement puis a travaillé en tant que collaboratrice scientifique au sein de la section du développement durable de l'ARE. Depuis 2015, elle travaille au service de l'aménagement du territoire et de la planification des transports de la ville de Dübendorf.

Des relations perverses entre fiscalité, voisinage et paysage



JÜRIG SPICHTIGER, *1964, est journaliste indépendant et réalise des expositions. Il travaille en tant que curateur de musées et lance également ses propres projets en collaboration avec d'autres partenaires.

juerg.spichiger@palma3.ch

En vue de la préparation d'une exposition sur le thème des relations entre Nidwald et Obwald, j'ai lancé, il y a quelques mois un appel dans ces deux demi-cantons dans le but d'obtenir des documents photographiques et vidéos. Dans cet appel, j'ai invité tout un chacun à présenter son lieu de prédilection réunie sur le territoire du canton d'Unterwald. La collection de photos a donné lieu à une exposition, qui est présentée depuis le mois de mai dans quatre musées. Ces photos ont pour but d'encourager les relations avec les régions voisines et de découvrir son propre cadre de vie. Ainsi, le paysage pourra être perçu comme une source de vitalité et de régénération personnelle.

Mais ce monde idéal est en péril: tant Obwald que Nidwald misent désormais sur la baisse des impôts pour caracoler en tête du palmarès national de la fiscalité la plus basse. Nidwald a introduit l'impôt forfaitaire déjà avant la seconde guerre mondiale, lorsque les premières familles fortunées vinrent s'installer au bord du lac, à Hergiswil. Jusqu'à ce jour, ce demi-canton de montagne peut se targuer d'offrir les taux d'imposition sur la fortune les plus bas du pays. Le demi-canton voisin n'est pas en reste: en 2006, les Obwaldiens ont joué à la sous-enchère des impôts sur les entreprises et par la suite, ils ont instauré la petite révolution du taux unique d'imposition des revenus. Aujourd'hui, le PIB des deux demi-cantons est pratiquement le même.

Mais à Obwald, la rumeur gronde. Des voix de plus en plus nombreuses s'élèvent pour déplorer l'engorgement du trafic et la frénésie du bétonnage. De plus, on critique la disparition de logements abordables pour les jeunes familles à Sarnen, la capitale. Un retour de manivelle après la mise en place d'une stratégie fiscale dorée?

Cependant, ni l'un ni l'autre de ces deux demi-cantons ne voudrait être comparé au canton de Zoug, lui aussi financièrement solide: là-bas on ne trouve plus de logements abordables depuis longtemps; les jeunes familles sont souvent forcées de déménager hors du canton. Obwald se voit toujours comme une région rurale et se vante de ses paysages intacts et de ses coutumes vivantes.

Nidwald profite de ses baisses d'impôts, et Hergiswil, notamment, attire de nombreux riches en raison de sa situation privilégiée au bord du lac. Le phénomène de gentrification s'y est répandu depuis longtemps. «Ceux d'Hergiswil ont un train de vie de niveau international; nous, nous sommes restés nous-mêmes; on ne se fréquente guère», dit-on à Stans. Les anciens habitants d'Hergiswil disent qu'ils ne croisent pour ainsi dire jamais «ces gens-là» dans la vie courante. Les méchantes langues dénoncent des ghettos de riches sur les flancs des collines couvertes d'un tapis de villas et d'immeubles en terrasses en PPE. Hergiswil, qui fait partie de l'agglomération de Lucerne, se désintéresse de son arrière-pays.

Et Obwald? Qu'en est-il de la «nidwaldisation» d'Obwald, comme disent les plus acerbes des intervenants dans un débat de plus en plus virulent sur l'aménagement du territoire? Il n'y aurait, selon ces esprits critiques, aucune autorité pour remettre de l'ordre à l'heure actuelle. Beaucoup craignent que le versant ensoleillé de la vallée de l'Aa, à Sarnen, ne soit bétonné et couvert d'immeubles en terrasses hideux, suivant le triste exemple d'Ennetbürgen ou d'Hergiswil.

Mais revenons au projet d'exposition. L'appel à photos précisait: «Comment partager avec d'autres gens vos lieux de prédilection sans les détruire? Comment voyez-vous la solidarité avec nos voisins?» La récolte fut fructueuse: 150 enfants, jeunes et adultes ont répondu à l'appel; 240 photos, vidéos et œuvres d'art ont été transmises, dont 34 vidéos de deux classes de collégiens de 16 ans de Sarnen. Ils s'y sont tous mis: le jeune paysan qui joue encore du cor des Alpes sur les hauteurs d'Alpnach, le musicien qui aime l'endroit où se trouvent ses instruments à percussion, la cavalière qui galope à travers ses paysages préférés, la jeune femme originale qui désigne son lit comme son lieu de prédilection (sa vidéo la montre couchée à ne rien faire sur son lit, ou suant sur ses tâches ménagères, alors que de petits enfants s'amuse avec un chat sur le lit).

Les lieux qu'on aime auraient-ils plusieurs fonctions? Les voisins font-ils partie de ma vie ou sont-ils des étrangers?

Le débat sur la dimension sociale du territoire et de son développement vient tout juste d'être lancé!

(traduction)

16,5 %

En 2012, environ un sixième des familles monoparentales (16,5%) vivait en-dessous du seuil de pauvreté. Ce groupe est le plus durement touché.





“La sostenibilità sociale acquista importanza.”



Stephan Scheidegger
Direttore supplente ARE
stephan.scheidegger@are.admin.ch

Le tre dimensioni dello sviluppo sostenibile, economia, ambiente e società, sono di principio equivalenti. Per questo motivo devono essere considerate in modo equilibrato in tutti i progetti. Questo vale sia per l'ente pubblico sia per l'economia privata. La ponderazione dei diversi interessi risulta però impegnativa al lato pratico. Proprio nel caso di progetti complessi, l'ente pubblico deve esigere con maggior vigore dagli attori interessati una considerazione equilibrata delle diverse dimensioni della sostenibilità. Ciò aiuta a prevenire atteggiamenti ristretti e soluzioni esclusivamente settoriali. È possibile che in passato, nell'attuazione dello sviluppo sostenibile, la dimensione sociale sia stata trascurata. Ora però sta acquistando una crescente importanza, segnatamente riguardo a questioni come le pari opportunità, la giustizia distributiva, il benessere, la salute, l'educazione o l'integrazione. La considerazione di questi aspetti aumenta la condivisione dei progetti, anche e soprattutto per quanto riguarda le misure di pianificazione del territorio.

Sovente i criteri sociali sono più difficili da determinare dei parametri economici o ecologici. A ciò si aggiunge il fatto che le relative competenze a livello istituzionale sono frammentate. L'Ufficio federale dello sviluppo territoriale, in quanto autorità con compiti trasversali che non è solo il servizio specializzato per lo sviluppo territoriale ma anche il centro di competenza per lo sviluppo sostenibile a livello federale, può a questo proposito fungere da coordinatore e creare sinergie.

Con il maggiore impegno di promozione dello sviluppo centripeto degli insediamenti, gli aspetti sociali acquistano importanza anche nella pianificazione del territorio. Infatti, il consenso per le misure volte alla densificazione nell'edificazione dipende in larga misura dalla convinzione della popolazione dei vantaggi dello sviluppo centripeto e dall'esperienza pratica della sua realizzazione. In futuro, la ponderazione degli interessi dovrà quindi attribuire un'importanza particolare agli aspetti sociali dello sviluppo sostenibile.

(traduzione)

La dimensione sociale della sostenibilità: da tema trascurato a una sfida importante

Christian Suter
christian.suter@unine.ch



Solitamente, la dimensione sociale della sostenibilità è poco considerata rispetto agli aspetti ecologici ed economici. Anche le scienze sociali hanno finora trascurato il tema. I motivi per lo scarso interesse sono molteplici. Nondimeno, in Svizzera sono disponibili numerosi studi su singole componenti della sostenibilità sociale. Auspicabile sarebbe ora una visione generale integrata.

Il concetto di sviluppo sostenibile è apparso per la prima volta nelle scienze sociali all'inizio degli anni '70 in relazione alla crescente presa di coscienza e tematizzazione dell'inquinamento globale e della distruzione dell'ambiente. Particolarmente efficaci a livello di opinione pubblica furono i rapporti e gli scenari basati su simulazioni matematiche presentati dagli scienziati del Massachusetts Institute of Technology (MIT) su commissione del Club di Roma, che indicavano i limiti ecologici del modello economico tradizionale ad elevato consumo di risorse ed energia. Gli autori evidenziavano l'urgenza di un riorientamento globale verso un nuovo modello di sviluppo mirato alla stabilità ecologica ed economica e quindi praticabile a lungo termine nel futuro.

La trascurata dimensione sociale

Meno conosciuto è invece il modello alternativo formulato da sociologi in America latina. Gli autori di questo modello, detto modello di Bariloche, criticavano delle analisi del Club di Roma soprattutto la scarsa considerazione degli aspetti sociali e politici e dei rapporti di potere globali su cui si basano. Nel modello di Bariloche erano quindi posti in primo piano obiettivi come l'uguaglianza, la giustizia sociale, la partecipazione e l'integrazione sociale. I ricercatori sociali latinoamericani parlavano di un modello di sviluppo "armonioso".

Tuttavia, anche il contributo di siffatti modelli alternativi non ha finora modificato sostanzialmente la scarsa considerazione degli aspetti sociali sin dall'inizio delle riflessioni sulla sostenibilità. Questa relegazione perdura nonostante il concetto di sostenibilità elaborato dalla Commissione Brundtland negli anni '80, universalmente riconosciuto e definizione di riferimento del termine sviluppo sostenibile che parte dal presupposto dell'equivalenza delle tre dimensioni ecologia, economia e sostenibilità sociale. La grande importanza attribuita dalla Commissione Brundtland alla dimensione sociale della sostenibilità si riconosce d'altronde fin dalla definizione di base della sostenibilità che evoca un'esplicita solidarietà sociale entro e tra le generazioni: "soddisfare i bisogni della generazione presente senza com-

promettere la possibilità delle generazioni future di soddisfare i propri". Anche l'inclusione esplicita della problematica Nord-Sud e di quella relativa alla povertà globale significava un chiaro passo verso la sostenibilità sociale. Le molteplici attività e misure che hanno fatto seguito alla Conferenza di Rio del 1992 sull'ambiente e lo sviluppo, ad esempio a livello internazionale l'Agenda 21, la Conferenza sul clima di Kyoto del 1997 e il Vertice mondiale di Johannesburg nel 2002 sullo sviluppo sostenibile, si sono però di nuovo maggiormente concentrate sugli aspetti ecologici della sostenibilità.

Questo è dimostrato anche dal fatto che il Vertice mondiale per lo sviluppo sociale di Copenhagen del 1995 e le conferenze successive non hanno ottenuto molta attenzione e non hanno fornito risultati concreti.





La vaghezza dei termini indebolisce la dimensione sociale

Uno dei motivi per cui gli aspetti sociali della sostenibilità sono stati nuovamente trascurati dopo la Conferenza di Rio del 1992 risiede presumibilmente nella vaghezza concettuale del termine sostenibilità sociale. In particolare, è rimasto indeterminato cosa si debba intendere per solidarietà intragenerazionale e intergenerazionale, giustizia sociale, condi-

zioni di vita dignitose e soddisfacimento dei bisogni. Questi termini sono quindi stati interpretati in modo differente a seconda degli interessi in gioco e della situazione culturale, economica, sociale e politica.

Un secondo motivo dipende dalla complessa relazione, tendenzialmente conflittuale, tra le tre dimensioni dello sviluppo sostenibile. Questo è soprattutto il caso quando lo sviluppo sostenibile è valutato tramite un modello de-

gli stock di capitale o delle risorse, ad esempio sotto forma del modello a tre o quattro stock (capitale naturale, reale, umano e sociale) applicato attualmente dalla Banca mondiale, dall'OCSE e dall'UE. In questi modelli i capitali e le risorse sono considerati fondamentalmente come trasferibili, ed è quindi possibile la sostituzione di una forma con un'altra. L'ammissione della sostituibilità dei capitali ha determinato lo sviluppo di differenti approcci alla sostenibilità, ad esempio la distin-

zione tra sostenibilità "forte" (le diverse forme di capitale non possono essere sostituite a piacere) e "debole" (totale sostituibilità delle forme di capitale). L'assenza, in questi modelli, di un'esplicita considerazione della diversità delle dimensioni ecologiche, economiche e sociali e la negligenza delle strutture di potere, associate alla vaghezza dei termini relativi alla sostenibilità hanno probabilmente contribuito a far sì che le scienze sociali abbiano preso atto solo con esitazione e un certo scetticismo del concetto di sostenibilità e in particolare del concetto di sostenibilità sociale.

Di conseguenza, il dibattito sul concetto di sostenibilità sociale e la relativa elaborazione teorica accusano un notevole ritardo rispetto al trattamento dei temi ecologici ed economici. Solo nel corso degli ultimi anni si può intravedere un interesse scientifico più marcato e mirato per i fondamenti di una teoria e di una politica della sostenibilità sociale. Impulsi importanti sono giunti dalla ricerca sulla qualità di vita e sul benessere, dalle attività relative alla rendicontazione sociale e sulla sostenibilità e dal dibattito stimolato dal rapporto della Commissione Stiglitz-Sen-Fitoussi sulla misurazione dello sviluppo economico e del progresso sociale.

Partecipazione nella dimensione temporale e spaziale

Anche se attualmente non esiste ancora un consenso sulla definizione della dimensione sociale della sostenibilità, nei diversi autori e vari approcci si trovano nondimeno ampie convergenze riguardo alle componenti principali. Di questi aspetti fanno parte in particolare:

→ una qualità di vita oggettiva e un benessere soggettivo nei diversi ambiti della vita delle generazioni attuali e future con particolare riguardo per le condizioni di vita dei gruppi di popolazione più svantaggiati;

→ la giustizia sociale, l'equità e l'uguaglianza: questa componente comprende in particolare le pari opportunità d'accesso alle risorse economiche e sociali, ai servizi e alle offerte in importanti ambiti vitali come la formazione, il lavoro, la mobilità, la salute, l'infrastruttura sociale, il tempo libero, la cultura e la comunicazione. Con il principio della giustizia e dell'equità sono considerati anche i rapporti di potere e di disparità che ostacolano la parità di diritti e di opportunità;

→ l'inclusione sociale, il capitale sociale e la coesione sociale: questa componente si riferisce ai processi d'integrazione sociale e di rafforzamento della coesione sociale, quindi alla convivenza e all'integrazione di individui o gruppi in comunità o società più ampie. Aspetti importanti a questo riguardo sono la partecipazione sociale, le forme di interrelazione sociale e i contatti sociali. Ne fanno parte i contatti familiari e di parentela, di vicinato, l'impegno in associazioni e in particolare anche i contatti con altri gruppi sociali ("bridging"), la fiducia (nelle istituzioni, ma anche verso gli stranieri) e la tolleranza (ad esempio l'accettazione della diversità);

→ la partecipazione politica e sociale. Questa componente presuppone strutture aperte e democratiche, procedure partecipative nei processi di negoziazione, di concertazione e decisionali inclusi processi d'empowerment e strutture di good governance.

Tutti questi aspetti o componenti della sostenibilità sociale concernono sia le generazioni attuali che quelle future. Sono significativi sia a livello globale sia sul piano nazionale, regionale, locale e di vicinato. Veri e propri modelli su come le diverse componenti della sostenibilità sociale siano in relazione tra loro e sulle interazioni con la sostenibilità ecologica ed economica sono ancora in fase di abbozzo. Un esempio in questo senso è il modello di sostenibilità sociale elaborato nel quadro del piano di sviluppo regionale dello Stato au-

straliano del Queensland per la regione attorno a Brisbane.

La Svizzera ha delle buone premesse

Nonostante la scarsa considerazione generalmente tributata alla sostenibilità sociale, in Svizzera diversi studi si sono occupati del tema. La maggior parte proviene dall'ambito dell'amministrazione pubblica. Esempi in questo senso sono il sistema di indicatori MONET, i rapporti CIRIO e i diversi Piani d'azione del Consiglio federale relativi alla Strategia per uno sviluppo sostenibile. Da parte del mondo scientifico sono da citare le analisi e gli indicatori del Rapporto sociale svizzero e diversi progetti di ricerca condotti nel quadro dei programmi nazionali di ricerca "Sviluppo sostenibile dell'ambiente costruito" e "L'infanzia, la gioventù e i rapporti tra generazioni in una società in trasformazione". Ne fa parte ad esempio un progetto che ha analizzato gli aspetti sociali della sostenibilità nella sistemazione dei parchi urbani. Sono inoltre disponibili degli studi approfonditi relativi ad importanti aspetti parziali come la pubblicazione apparsa di recente sul tema del capitale sociale in Svizzera.

Tuttavia, questi studi solitamente non si basano esplicitamente sull'approccio della sostenibilità. Ben poco documentate sono peraltro le esperienze relative alle diverse iniziative locali promosse all'insegna dell'Agenda 21 locale, sviluppatasi negli ultimi anni e orientate ad un rafforzamento della sostenibilità sociale. Molto auspicabile sarebbe infine una visione d'insieme integrata delle diverse componenti della sostenibilità sociale in Svizzera e del suo sviluppo durante gli ultimi anni e decenni. *(traduzione)*



CHRISTIAN SUTER, *1956, è dal 2003 professore ordinario di sociologia presso l'Università di Neuchâtel e membro del Consiglio di fondazione di sanu durabilitas, la Fondazione svizzera per lo sviluppo sostenibile. Antecedentemente ha lavorato presso le Università di Zurigo, Jena e del Messico. Nel suo lavoro di ricerca si occupa in particolare degli indicatori sociali, delle disparità sociali e delle questioni riguardanti la globalizzazione.

Analizzare gli aspetti sociali per migliorare la valutazione dei progetti

Anne DuPasquier
anne.dupasquier@are.admin.ch

La Conferenza Rio +20 tenutasi a Rio de Janeiro nel 2012 ha posto in primo piano gli aspetti sociali dello sviluppo sostenibile. Anche la Svizzera desidera contribuire ad una maggiore considerazione di questi fattori a lungo trascurati. Per questo motivo l'ARE, nel quadro della promozione dello sviluppo sostenibile a livello locale e in particolare della valutazione della sostenibilità dei progetti, ha sviluppato una serie di criteri sociali. Questi completano i criteri ecologici ed economici e permettono di analizzare meglio gli effetti dei progetti sulla società.

La Conferenza delle Nazioni Unite sullo sviluppo sostenibile tenutasi a Rio nel 2012 ha insistito in particolare sugli aspetti sociali dello sviluppo sostenibile. Al termine della Conferenza, i partecipanti hanno approvato varie misure intese a rendere il mondo più giusto, più ecologico e prospero. In particolare, hanno riconosciuto le importanti relazioni tra la salute e il clima, la formazione e lo sviluppo, la giustizia sociale e la protezione dell'ambiente. E hanno stabilito chiaramente che il passaggio ad un'economia verde doveva avvenire in senso inclusivo: tutti devono prendervi parte e poterne trarre profitto. Solo così è possibile combattere la povertà e migliorare la qualità di vita di quegli 1,3 miliardi di persone che attualmente devono cavarsela con al massimo 1,25 dollari al giorno.

L'impegno della Svizzera

Anche la Svizzera si impegna per una migliore considerazione della dimensione sociale dello sviluppo sostenibile. In particolare a livello di valutazione della sostenibilità dei

progetti è chiaramente emerso che questi aspetti vanno approfonditi per poterli applicare in modo più mirato ed efficace. Da circa un quindicennio, molti Cantoni e Comuni esaminano i loro progetti, le loro attività e le loro strategie politiche in base ad aspetti econo-



CRITERI SOCIALI PER LA PIANIFICAZIONE DI QUARTIERI SOSTENIBILI

Lo strumento "Quartieri sostenibili" permette la considerazione dei principi della sostenibilità nella pianificazione di un quartiere. I pianificatori del quartiere "GenerationenWohnen Thunstrasse" a Burgdorf hanno svolto questo tipo di procedimento di valutazione. È stato così possibile integrare anticipatamente nel piano di quartiere alcuni aspetti dello sviluppo sostenibile relativi in particolare all'energia, alla biodiversità e all'utilizzo di materiale da costruzione ecocompatibile. Soprattutto, però, sono stati rafforzati gli aspetti sociali e egualitari del futuro quartiere, ad esempio con la progettazione differenziata di appartamenti accessibili a tutti, giovani, famiglie e la generazione più anziana. Particolare attenzione è stata dedicata alla flessibilità costruttiva degli appartamenti che si adattano facilmente ai cambiamenti delle circostanze di vita delle persone. Infine sono stati creati spazi comunitari che corrispondono alle necessità di tutti.

Siffatti approcci permettono di implementare un processo che riunisce i diversi attori e che obbliga a porsi questioni importanti e soprattutto di rilevanza sociale. Ad esempio: quale mescolanza sociale è perseguita? Come integrare le persone anziane? Come incentivare la loro autonomia e rafforzare la rete sociale? Come alimentare la vita comunitaria negli spazi pubblici il coinvolgimento dei residenti? Come garantire la sicurezza?

Informazioni ulteriori: www.are.admin.ch/quartiersostenibili

mici, ecologici e sociali per accertare debolezze e punti di forza e migliorarli di conseguenza. Esistono quindi vari sistemi di riferimento e una moltitudine di criteri (la Strategia per uno sviluppo sostenibile della Confederazione, i sistemi di indicatori, diversi strumenti per la valutazione della sostenibilità). Per l'ARE si trattava quindi in primo luogo di analizzare questi criteri per approntare successivamente un set di criteri accettato sia da utenti della valutazione sia da professionisti del settore sociale. Questi lavori sono stati sostenuti con competenza dal

gruppo di scambio delle esperienze della valutazione della sostenibilità, istituito precedentemente dall'ARE.

Un'ampia scelta di criteri

L'elaborazione dei criteri sociali da parte dell'ARE poggiava da una parte su fondamenti scientifici relativi al capitale sociale e umano e dall'altra sulle conoscenze attinte dalla pratica della valutazione. Sono state così identificate sette categorie o risorse che a loro volta comprendono ciascuna una o più

componenti di risorse: istituzioni (formali e informali), cultura (identità culturale, arte e cultura), coesione sociale (solidarietà internazionale e nazionale, integrazione sociale e interazione sociale), popolazione (demografia), formazione (conoscenze e competenze), lavoro (coinvolgimento nel processo economico) e salute (salute fisica e psichica, sicurezza). Sono pure stati definiti dei settori di valutazione: ad esempio, la componente solidarietà nazionale che fa parte della risorsa coesione sociale, comprende i settori pari opportunità, distribuzione del reddito e della sostanza e sostegno sociale. Inoltre, secondo il tipo di progetto esistono indicatori specifici da analizzare come ad esempio la parità di salario o l'attività di volontariato. La governance del progetto che di regola è considerata parte fissa della dimensione sociale, è stata trattata separatamente. Dei criteri di questo settore fanno parte una buona gestione del progetto, la pianificazione e la valutazione come pure la comunicazione. Alla fine del 2014, l'ARE ha inoltre iniziato l'approfondimento dei criteri economici. (traduzione)

BIBLIOGRAFIA:

ARE (2014), *Aspects sociaux du développement durable. Bases pour l'évaluation de la durabilité des projets*. Berna.

Versione in tedesco: www.are.admin.ch/nhblokal

Versione in francese: www.are.admin.ch/edlocal



ANNE DUPASQUIER è biologa. Ha conseguito la licenza presso l'Università di Losanna e si è specializzata all'Istituto superiore di studi in amministrazione pubblica (IDHEAP) nel settore del management ambientale. Ha lavorato come ingegnere e consulente ambientale in un ufficio privato occupandosi principalmente di gestione dei rifiuti e strumenti della pianificazione del territorio. Dal 2001 lavora presso l'ARE come sostituto capo della sezione Sviluppo sostenibile. In particolare si occupa dell'incentivazione dello sviluppo sostenibile presso Cantoni e Comuni.

«Lo spazio pubblico
e la partecipazione
sono elementi fonda-
mentali per attuare la
sostenibilità sociale.»

Intervista: Pieter Poldervaart
Foto: Martin Bichsel



La dimensione sociale dello sviluppo sostenibile compenetra tutti gli aspetti della vita. Troppo sovente, tuttavia, è considerata semplicemente un'appendice della sostenibilità ecologica ed economica. Tutte le parti interessate dovrebbero poter partecipare alla sua attuazione. Parallelamente, bisogna porsi anche la questione della distribuzione ponendo l'economia di fronte alle proprie responsabilità, affermano Natacha Litzistorf, direttrice di equiterre, e Hugo Fasel, direttore di Caritas.

Signora Litzistorf, in occasione del Summit di Rio 1992, la sostenibilità è stata considerata soprattutto come compatibilità tra sviluppo economico ed ecologico. La sua terza dimensione si è nel frattempo affermata nella coscienza pubblica?

Natacha Litzistorf (NL): In effetti, in passato la dimensione sociale è stata un po' la cenerentola dello sviluppo sostenibile. Purtroppo, ancora oggi ampie cerchie della popolazione non comprendono il significato della sostenibilità sociale. La situazione è un po' migliore tra i politici nell'amministrazione, dove è stato riconosciuto che gli investimenti in questa dimensione della sostenibilità possono presentare anche un tornaconto finanziario.

Cosa intende per tornaconto finanziario?

NL: Dobbiamo considerare gli sforzi volti a rafforzare la dimensione sociale della sostenibilità come un investimento nelle generazioni attuale e future nonché nella coesione sociale del nostro Paese. Di fronte all'attuale scarsità di finanze dell'ente pubblico è quindi importante chiedersi per quale motivo non si prevedono sufficienti allocazioni nel settore sociale.

Signor Fasel, lei è da tempo attivo nella dimensione sociale della sostenibilità. Se ora

la tematica si fa strada nella coscienza pubblica, Caritas si troverà con le ali tarpate?

Fasel: Le assicuro che non resteremo senza lavoro, purtroppo. Ma prima di entrare nei dettagli vorrei chiarire il quadro delle premesse. Per me la sostenibilità possiede oltre alle tre dimensioni citate anche una quarta: la democrazia e la partecipazione della popolazione. Io credo che sia necessario un ampio coinvolgimento democratico della popolazione. Una seconda questione è: come affrontare lo svuotamento di senso del termine?

Signora Litzistorf, davvero il concetto di sostenibilità sta diventando una formula vuota?

NL: In effetti ognuno interpreta il termine alla sua maniera e questo complica la comunicazione del vero contenuto. Quando ad esempio parliamo della sostenibilità di sistemi dei trasporti, lobby molto diverse pretenderanno l'appannaggio esclusivo del termine per la loro clientela. Che sia il TCS o l'ATA, entrambi saranno convinti di avere considerato adeguatamente le tre dimensioni. Non credo però che una nuova definizione cambierebbe qualcosa.

Fasel: La sostenibilità è per me un concetto politico in grado di tenere conto di tre o quattro dimensioni contemporaneamente e di armonizzarle fra loro. Ciò è molto impegnativo e in contrasto con l'attuale concezione politica a una dimensione.

Se l'interesse della politica per la dimensione sociale aumenta, dove si dovranno aprire cantieri?

Fasel: Le seguenti cifre lo illustrano in modo relativamente semplice: la Svizzera, con i suoi 8 milioni di abitanti, vanta oggi un prodotto interno lordo superiore a quello dei 20 Paesi più poveri del mondo che insieme contano una popolazione di 815 milioni di persone.

«In effetti ognuno interpreta il termine sostenibilità alla sua maniera.»

NATACHA LITZISTORF

Quindi, l'esigenza prioritaria è quella di incentivare l'economia?

Fasel: L'economia deve servire ad assicurare la nostra esistenza. La crescita economica fine a se stessa è priva di valore. Nonostante l'eccellente congiuntura, in Svizzera si registra una crescente povertà. Oggi nel nostro Paese vivono 650'000 persone in stato di povertà di cui 260'000 sono bambini. Questo relativizza il progresso economico. Se le persone non hanno l'esistenza assicurata risulta molto difficile parlare loro di ecologia. La questione della distribuzione è quindi di centrale importanza.

Se non puntiamo sull'economia, quali sono le risorse da mobilitare?

NL: La partecipazione delle persone interessate di cui parlava Fasel, è effettivamente fondamentale. Come funziona lo dimostra la considerazione delle esigenze delle persone anziane nel passato: si è cercato di creare buone condizioni per permettere a questa classe d'età di restare a lungo e possibilmente in autonomia in un contesto familiare. Ad un certo punto è arrivata la richiesta da parte di questo gruppo di considerare anche lo spazio pubblico. Oggi infatti è lì che si allacciano le relazioni sociali.

HF: Effettivamente, le persone in età di pensionamento sono in grado di affermare con successo le loro necessità. Va pure considerato che l'allungamento della durata della vita ha prodotto una generazione in più. Le persone tra i 65 e gli 80 anni d'età mantengono stabile e attiva la nostra società: partecipano in seno ad associazioni e in parte si occupano dei nipoti.

E gli urbanisti, come devono trattare uno spazio pubblico che acquista sempre più importanza?

NL: È necessaria un'inversione della sequenza nella pianificazione. Anziché definire prima lo spazio insediativo, si dovrebbe partire dallo spazio pubblico e dallo spazio libero. Questo permetterebbe di contrastare la segregazione spaziale tra giovani e anziani rispettivamente tra benestanti e strati meno abbienti. La mescolanza sociale è un'esigenza teoricamente condivisa, ma che deve sempre essere riaffermata. Possibilmente prima di costruire.

Il concetto della mescolanza funziona?

NL: Non sempre. Recentemente ho diretto un workshop in un quartiere cosiddetto problematico con 10 persone di diversa nazionalità e religione. Alcuni partecipanti hanno dichiarato di preferire in realtà di "restare un po' tra noi" invece di puntare a una mescolanza sociale nel quartiere. Anche questa è partecipazione: è possibile che la popolazione desideri qualcosa di diverso da quello che noi esperti abbiamo previsto per essa. O si accetta questo fatto o si rinuncia fin dal principio al sondaggio d'opinione.

Signor Fasel, quali sono le sue esperienze?

HF: La partecipazione è importante, ma può anche diventare un problema. Ad esempio quando ad esprimersi sono soprattutto i re-

sidenti da lunga data. Questo può indurre una cementificazione esclusiva dello status quo.

Cosa è necessario per coinvolgere con successo la popolazione?

NL: Dopo vent'anni di lavoro in questo settore ho capito soprattutto che non si dovrebbero sviluppare dall'esterno soluzioni definitive per un gruppo o un quartiere. Queste soluzioni vanno individuate di concerto con il gruppo o il quartiere. È come per la promozione della salute: le persone interessate devono voler partecipare, altrimenti anche i più saggi consigli servono a poco. A lungo abbiamo pensato che gli esperti potessero quasi costringere alla felicità le persone.

E dove sono i limiti della partecipazione?

NL: È importante spiegare alle persone che la sistemazione di un quartiere non è un self service. Un esempio: l'acqua è un elemento molto apprezzato nello spazio pubblico sotto forma di fontana o di ruscello. Se però questo non è fattibile per motivi tecnici o finanziari è necessario dichiararlo per tempo. La pianificazione può però talvolta agire in senso proattivo. Se si chiede consapevolmente una certa quota di alloggi sociali si influenza la redditività di un complesso residenziale. È quindi necessario che politica e amministrazione portino avanti unite siffatte rivendicazioni.

E lo fanno?

HF: Per niente! Attualmente, in molte località si assiste a una segregazione anziché a una mescolanza. Ad esempio sempre più responsabili comunali invitano a non più assegnare alloggi a nuovi residenti in situazione di povertà. Non si tratta ormai più di casi isolati. Un secondo problema è che non esiste più una politica di costruzione degli alloggi a favore dei socialmente deboli. Solo uno o due

Cantoni tengono in considerazione queste persone nella loro politica dell'insediamento. E infine ci sono Cantoni che puntano in modo mirato alla disaggregazione sociale nei loro piani direttori.

Nel Cantone di Zugo ad esempio non ci sono persone socialmente deboli semplicemente perché le zone edificabili occorrenti per questo tipo di abitazioni vengono assegnate per la costruzione di villette o di appartamenti di lusso. Anche l'Ufficio federale delle abitazioni non dispone di un concetto per questa fetta della popolazione.



NATACHA LITZISTORF, *1968, ha studiato scienze politiche all'Università di Ginevra. Dal 2001 è direttrice di equiterre e dal 2014 presidente della Federazione romanda dei consumatori (FRC).

Perché non si fa di più?

HF: Negli ultimi anni abbiamo investito miliardi di franchi nelle necessità delle persone anziane, dall'assistenza domiciliare, alla comunità abitativa, all'abitazione intergenerazionale...

...i soldi sono stati investiti in modo sbagliato?

HF: No affatto, l'esempio mostra semplicemente che i Comuni sono in grado d'impegnarsi a favore di un certo gruppo di persone.

«L'economia ha anche una responsabilità ecologica a livello globale.»

HUGO FASEL



HUGO FASEL, *1955, ha studiato economia all'Università di Friburgo. Nel 1986 è stato nominato segretario centrale della Federazione svizzera dei sindacati cristiani e dal 1991 al 2008 è stato consigliere nazionale. Dal 2008 è direttore di Caritas Svizzera.

E le persone anziane hanno diritto di voto. Con questo non intendo polemizzare contro le persone anziane, ma solo mostrare che la partecipazione sociale dipende fortemente dal diritto di voto. Le persone indigenti, sovente straniere, non sono considerate dai partiti politici perché non hanno diritto di voto.

In pratica, come avviene questa partecipazione?

HF: Prendiamo ad esempio una piccola città in cui sono previsti investimenti pubblici per alloggi per la terza età. Le persone interessate si recheranno compatte all'assemblea comunale per far passare un sì anche se comporta un elevato onere finanziario per il Comune. In questo caso la partecipazione funziona perché le persone interessate hanno un peso politico.

NL: Recentemente ho constatato un'ulteriore problematica nel Consiglio comunale di Losanna. Con un intervento avevo chiesto un'analisi della situazione dell'alloggio, non solo nel centro, ma nell'intero agglomerato. Mi è stato risposto che non esistono le competenze per attivarsi oltre i confini della città. Non solo i progetti di pianificazione ma già l'analisi della situazione si scontra con il nostro federalismo dei piccoli spazi.

Quindi un atteggiamento localistico è di ostacolo al miglioramento della situazione abitativa per le persone indigenti?

NL: Non mancano solo soluzioni per le persone socialmente più vulnerabili, ma in generale concetti insediativi coerenti. Ne fa parte anche l'eterogeneità sociale, che a sua volta dipende dalla politica fiscale. Infatti, anche se le città sono aperte ai cittadini poveri, necessitano comunque di un substrato fiscale facoltoso. In ogni caso sarebbe importante discutere a livello di agglomerato invece di praticare un'emarginazione pianificatoria.

Signor Fasel, ragioniamo in dimensioni spaziali troppo ridotte?

HF: Purtroppo sì. Queste questioni vanno oltre il quadro comunale e a volte anche cantonale. La sussidiarietà offre buone possibilità di soluzione dei problemi di minore entità a un livello inferiore. Quando però questa sussidiarietà si trasforma in difensiva e isolamento, allora trasferiamo semplicemente in periferia i problemi la cui risoluzione andrebbe affrontata a livello transcomunale, il che alla fine conduce a situazioni simili a quelle dei sobborghi francesi.

Anche i Cantoni e la Confederazione dovrebbero essere più attivi?

NL: La Confederazione e i Cantoni dovrebbero primariamente motivare i Comuni ad incentivare la partecipazione e ricorrere solo in casi d'emergenza alle sanzioni. Tuttavia, coordinare le diverse politiche è un disegno molto ambizioso. Ad esempio, la responsabilità per la politica della sanità è delegata ai Cantoni benché proprio a livello comunale esisterebbe un grande potenziale per migliorare la salute della popolazione locale.

Anche in questo caso è necessario un approccio sovraregionale?

HF: Assolutamente. Ma non dobbiamo solo pensare in grandi unità, quindi a livello sovra-regionale, dobbiamo anche scendere fino all'unità più piccola. Quando parliamo di sussidiarietà dobbiamo raggiungere anche il quartiere e il singolo individuo. Perché alla fine della catena molto dipende dall'individuo: la Confederazione può controllare, il Cantone organizzare, il Comune pianificare, ma se l'individuo non ha interesse per un quartiere



«Lo Stato deve quindi creare condizioni quadro tali da permettere lo sviluppo della curiosità umana.»

NATACHA LITZISTORF

misto e si muove sempre solo nelle stesse cerchie sociali, anche i progetti migliori trovano i loro limiti. La curiosità dell'individuo non si comanda a bacchetta.

Una possibilità sarebbe l'incentivazione delle associazioni...

HF: È vero, ma queste organizzazioni si sfaldano sempre più. L'economizzazione della nostra società è infatti così avanzata che i volontari disposti ad impegnarsi in attività associative sono ormai considerati sotto sotto alla stregua di inguaribili buonisti. Così queste importanti piattaforme d'incontro per i di-

versi gruppi sociali diventano rare. Il risultato lo si vede in occasione delle votazioni: proprio le regioni in cui praticamente non ci sono stranieri votano contro l'immigrazione.

NL: L'individuo è in effetti la figura centrale. Lo Stato deve quindi creare condizioni quadro tali da permettere lo sviluppo della curiosità umana. Non una pianificazione dall'alto verso il basso, ma una pianificazione che crea possibilità di partecipazione. Ognuno deve poi decidere da sé in che misura vuole approfittare di questa offerta.

E in quanto agli incentivi?

NL: Per molti è una motivazione sapere che ci sarà una piccola ricompensa, ad esempio il raccolto degli orti comunitari che abbiamo organizzato nei quartieri più sfavoriti. Gli effetti di questi progetti sono molteplici: si lavora e si suda insieme, si entra in contatto con persone provenienti da altre culture e regioni linguistiche e alla fine si raccoglie insieme ciò che si è seminato. Allora sono tutti orgogliosi di quanto si è prodotto assieme. Abbiamo inoltre potuto osservare una maggiore consapevolezza per le verdure locali e stagionali. Questo è pura promozione sanitaria ed ha chiaramente un successo maggiore rispetto a tutti quegli approcci dall'alto verso il basso che mirano a cambiare le abitudini alimentari con ampie campagne pubblicitarie.

Abbiamo discusso di quello che dovrebbero fare la politica, lo Stato e la società civile. Ancora un'ultima domanda: qual è il dovere dell'economia?

HF: L'economia stabilisce sostanzialmente la distribuzione dei redditi. L'economia ha anche una responsabilità ecologica a livello globale. A Zugo hanno la loro sede alcune multinazionali delle materie prime campioni mondiali dell'inquinamento ambientale. Quindi, imprese con una grande responsabilità. Un altro dato di fatto sono le diverse centi-

naia di migliaia di working poor nel nostro Paese. Questo gruppo presumibilmente non ha tempo per l'urban gardening... Prima di tutto è necessario un reddito che assicuri la loro esistenza. A questo riguardo l'economia dev'essere richiamata ai propri doveri.

NL: Anche i working poor partecipano agli orti comunitari, alcuni di loro considerano addirittura questa attività come terzo reddito. La loro motivazione è verdura sana a buon prezzo. Ma torniamo al ruolo dell'economia. Io sostengo il principio della responsabilità comune ma differenziata. Siamo tutti sulla stessa barca, ma non tutti sono capitani. Negli ultimi anni, l'economia ha in parte trascurato la sua responsabilità sociale. Nei nostri progetti possiamo mostrare che sovente risulta un'utilità che conta anche a livello economico.

Come appare concretamente questo profitto?

NL: Se si sostituisce un prato sterile con un orto di quartiere le persone entrano in contatto. Questo significa per i proprietari degli immobili meno problemi dovuti a litigi tra vicini. Esperienze analoghe sono state fatte in istituti penitenziari con progetti comunitari che hanno aiutato a ridurre l'aggressività tra detenuti.

Un altro esempio è la valorizzazione dei terreni dismessi da parte di Immobili FFS. Progetti che non godono di un ampio sostegno sovente falliscono. Quindi, le FFS puntano regolarmente su processi partecipativi, nel loro stesso interesse economico.



L'economia come partner?

NL: Assolutamente. Quando 17 anni or sono ho iniziato con questo tipo di cooperazioni mi è stato rimproverato di patteggiare con il diavolo. Io sono di un'altra opinione: senza il coinvolgimento dell'economia non ci saranno cambiamenti. Tra l'altro questo lo vivo anche in funzione di presidente della Federazione romanda dei consumatori.

HF: Sono d'accordo, ma non esiste solo una economia. Nel corso degli ultimi anni, le associazioni economiche si sono incapricciate a rivendicare una riduzione della quota statale e delle imposte. Di conseguenza, oggi a molti Comuni e città mancano i mezzi per finanziare progetti partecipativi. Se l'economia è seriamente interessata alla sostenibilità sociale, deve fare scelte diverse non solo in singoli casi, ma anche a livello politico.

— (traduzione)

Sostenibilità a due ruote

Testo e foto: Stefanie Pfändler
s.pfaendler@gmail.com



La città di Uster ha trovato un modo per abbinare l'integrazione sociale alla protezione dell'ambiente e alla redditività. La ciclostazione permette a persone in assistenza sociale di strutturare la propria giornata e di mantenere contatti con altre persone. A volte, riesce loro il passaggio a un posto di lavoro fisso. La popolazione, a sua volta, approfitta di un servizio a un prezzo vantaggioso.

Dietro la stazione ferroviaria di Uster, all'uscita del sottopassaggio che porta in centro, siedono Vito Petruzello e Lucia Teti dietro un vetro bagnato dalla pioggia e osservano il flusso dei pendolari. Armata di cappuccio e ombrello, la gente si affretta verso casa e il meritato riposo serale. Solo uno dei frettolosi passanti cambia direzione e si dirige verso il portone verde-blu. "In estate, ogni sera vengono almeno 50 persone al nostro parcheggio per le biciclette" dice Teti. "Oggi saranno al massimo 10". Lucia Teti sa il fatto suo. La tanzanese lavora ormai da tre anni presso la ciclostazione di Uster e, aggiunge con orgoglio, non ha mai marcato un giorno di assenza.

Nel frattempo il ciclista si è infilato la sua mantellina e passando davanti alla guardiola le fa un cordiale cenno di saluto. "I clienti abituali li conosco bene" dice Teti afferrando la biro. Soddisfatta siede alla scrivania e aggiorna la statistica degli arrivi e delle partenze. Le piace avere la supervisione ed è contenta di non dovere compiere grandi sforzi fisici. Alla parete è appeso il piano di lavoro. Lucia Teti lavora quattro volte la settimana presso la ciclostazione. Una volta la settimana frequenta il corso di tedesco che si tiene in questi stessi locali.

Poche opportunità sul mercato del lavoro

La ciclostazione di Uster è gestita dall'associazione "also!" istituita da sette Comuni



Il profilo di ogni impiego presso "also!" è adattato alle necessità della persona; al centro l'operatrice responsabile Theres Stämpfli.

dell'Oberland zurighese. L'associazione offre diverse prestazioni a favore dell'integrazione professionale e sociale delle persone in assistenza. "Le possibilità d'impiego sono quasi tante quanti sono i partecipanti" afferma Theres Stämpfli, operatrice responsabile della ciclostazione. Ogni accordo è adattato alla situazione individuale. In questo modo, il posto di lavoro, le mansioni e gli orari possono essere continuamente adeguati in funzione dello sviluppo della persona. Presso la ciclostazione lavorano beneficiari di prestazioni assistenziali che di regola hanno poche opportunità di trovare un posto di lavoro sul normale mercato. "Sovente" dice Theres Stämpfli "si tratta di persone con limiti fisici o con conoscenze molto marginali della lingua tedesca". Accanto al ricovero per biciclette l'associazione gestisce anche un esercizio di ristorazione e un servizio di giardinaggio e manutenzione. "also!" procura inoltre col-

locamenti temporanei presso imprese partner e offre ai partecipanti accompagnamento e consulenza.

Theres Stämpfli passa due volte al giorno alla ciclostazione per controllare il buon andamento. Di solito va tutto bene. "I partecipanti si identificano fortemente con il laboratorio e si impegnano molto" dice. Ad esempio, hanno organizzato di propria iniziativa un punto di raccolta per vecchi indumenti e stoffe da riutilizzare come strofinacci per pulire le biciclette. O hanno messo a disposizione un contenitore per la raccolta del PET che poi smaltiscono regolarmente.

Struttura sociale con carattere di servizio pubblico

I partecipanti non ricevono una vera e propria retribuzione per il loro lavoro bensì un

Nell'ufficio della ciclostazione non si registrano solo i velocipedi parcheggiati ma si tiene anche il corso di tedesco.

supplemento d'integrazione massimo di 300 franchi al mese come complemento all'aiuto sociale. "also!" è in stretto contatto con gli operatori sociali e sostiene i partecipanti anche nel loro percorso di sviluppo personale. A volte, ricorda Theres Stämpfli, nascono storie esemplari: "Un'iraniana ha iniziato a lavorare da noi. Pur non conoscendo una sola parola di tedesco e quasi senza formazione scolastica, in poco tempo ha fatto grandi progressi linguistici. Dopo un anno è passata dalla ciclostazione ad un posto individuale in un negozio dell'usato. Poco dopo, ha trovato un'occupazione sul normale mercato del lavoro". Questo esempio dimostra che gli impieghi, oltre a strutturare la giornata e a permettere di mantenere i contatti sociali, possono assolutamente fungere da trampolino per il primo mercato del lavoro. E perlomeno il lavoro offre ai partecipanti quell'apprezzamento che raramente potrebbero ricevere altrimenti nella loro situazione.

Per Theres Stämpfli è importante sottolineare, oltre al ruolo sociale dell'associazione, anche il suo carattere di servizio pubblico. La ciclostazione è messa a disposizione dal Comune di Uster soprattutto perché l'ente pubblico intende incentivare il traffico lento e vuole a tal fine offrire un ricovero sicuro per le biciclette nelle vicinanze della stazione ferroviaria. Il fatto che l'associazione "also!" ne abbia assunto la gestione è un vantaggio per tutti: "Se dovessimo assumere impiegati regolari non potremmo offrire questo servizio a questo prezzo" spiega Stämpfli. I cittadini di Uster pagano per un abbonamento annuale 120 franchi, una giornaliera costa due franchi





Il profilo di ogni impiego presso "also!" è adattato alle necessità della persona.

e per imbattibili nove franchi la sera si può ritirare la propria bicicletta pulita e lucidata. "Questa è un'offerta molto allettante per la popolazione" dice convinta Theres Stämpfli.

Il reciproco vantaggio come regola fondamentale

Sono le 19 e fuori continua a piovere. Lucia Teti resterà ancora un'ora al suo posto mentre Vito Petruzello si sta già avviando verso casa. Domani non lavorerà alla ciclostazione,

ma al suo secondo posto presso "also!": da un anno, l'associazione offre un servizio di raccolta per il riciclaggio. Gli abitanti di Uster, con un piccolo contributo finanziario, possono far ritirare e riciclare il loro materiale; il servizio è addirittura gratuito per le persone anziane sopra i 75 anni e le persone in invalidità. Come per la ciclostazione, anche in questo caso vale il principio del reciproco vantaggio: si creano posti di lavoro sociali, la popolazione più anziana riceve aiuto per il disbrigo delle faccende quotidiane nel

proprio appartamento e contemporaneamente si contribuisce al riciclaggio e quindi alla protezione dell'ambiente. Per Vito Petruzello questo lavoro ha però anche un altro significato: come conducente impara a conoscere Uster come le proprie tasche. Questo è importante, ribadisce Petruzello, italiano di origine, levando con un sorriso l'indice. Infatti, come prossimo impiego punta alla carica di sindaco di Uster. "E sarei un buon sindaco" sottolinea. "Sarei un sindaco per la gente".

— *(traduzione)*



STEFANIE PFÄNDLER, *1985, ha studiato scienze politiche ed ambientali ed ha lavorato come collaboratrice scientifica presso la sezione Sviluppo sostenibile dell'ARE. Dal 2015 lavora per la città di Dübendorf nell'ambito della pianificazione del territorio e dei trasporti.

Posti preferiti multifunzionali e i ghetti fiscali.



JÜRIG SPICHIGER, *1964, è giornalista freelance e organizzatore di esposizioni. Lavora come curatore per musei e realizza insieme ai suoi collaboratori anche progetti propri.

juerg.spichiger@palma3.ch

Per un progetto espositivo sul tema delle relazioni tra Nidvaldo e Obvaldo ero alla ricerca, nei mesi scorsi, di contributi da parte della popolazione. L'appello era: "Mostrami il tuo posto preferito in Untervaldo!" Obiettivo della ricerca di fotografie era un'esposizione che dal mese di maggio è ospite in quattro musei del Cantone. Le foto dovrebbero promuovere il confronto con le regioni vicine e con il proprio centro d'interesse. Il paesaggio può quindi essere compreso come risorsa potenziale per la rigenerazione personale e come fonte di energia.

Ma sul paradiso incombe una minaccia: sia in Obvaldo che in Nidvaldo oggi si punta alla riduzione dell'imposizione fiscale per essere concorrenziali a livello nazionale. Nidvaldo praticava l'imposizione forfettaria già prima della seconda Guerra mondiale quando le prime famiglie facoltose iniziarono a trasferirsi ad Hergiswil am See. Fino ad oggi il Semicantone di montagna rivendica l'imposta sulla sostanza più bassa a livello nazionale. Ma il Cantone limitrofo sta rimontando: nel 2006 Untervaldo Soprasselva, con l'imposta sulle imprese più bassa e più tardi anche con una flat-tax rivoluzionaria per le imposte sul reddito ha stabilito nuovi parametri nella competizione fiscale. Oggi il prodotto interno lordo pro capite dei due piccoli Cantoni è praticamente identico.

Ma in Obvaldo c'è fermento. Tra la popolazione si moltiplicano le voci che lamentano l'aumento del traffico e la proliferante dispersione insediativa. Si critica inoltre il fatto che le famiglie giovani non possono ormai più permettersi di abitare nel capoluogo Sarnen. Così il gatto a caccia di topolini dorati finisce con il mordere la propria coda.

Ciò nonostante, i due Semicantoni non desiderano essere equiparati all'economicamente potente Zugo, dove già da tempo non sono più reperibili abitazioni a prezzi moderati e le famiglie giovani devono, per forza di cose, trasferirsi in altri Cantoni. Obvaldo si considera ancora una regione rurale che vanta i pregi di un paesaggio di rustica bellezza e di una vissuta cultura popolare.

Nidvaldo trae profitto dalle basse imposte perché, soprattutto grazie alla posizione privilegiata in riva al lago di Hergiswil, attira molti benestanti. Qui la gentrificazione è da tempo una realtà. "Quelli di Hergiswil vivono la loro vita internazionale, noi la nostra", dicono per esempio a Stans. Persino la popolazione autoctona di Hergiswil afferma di non far più caso ai ricchi nella vita quotidiana. Le malelingue parlano di un ghetto del benessere: ville e condomini terrazzati con appartamenti esclusivi accalcati su ripidi pendii. Hergiswil, che fa parte dell'agglomerato di Lucerna, volta comunque la schiena disinteressato al rimanente Nidvaldo.

E Obvaldo? Cosa c'è di vero nella "nidvaldizzazione" di Obvaldo, come citano le malelingue in un dibattito sempre più aspro sul tema dello sviluppo territoriale? Al momento non ci sarebbe un'autorità regolatrice, deplorano i critici. Si preoccupano del fatto che presto il versante a solatio della Valle dell'Aa di Sarnen potrebbe essere lastricato da residenze terrazzate altrettanto orribili come i pendii di Ennetbürgen o Hergiswil nel Cantone di Nidvaldo.

Ma torniamo al progetto dell'esposizione. La ricerca di fotografie formulava domande alla popolazione: "Come possono gioire anche altre persone dei vostri posti preferiti senza distruggerli? Come è attuata la solidarietà con i vicini?" All'appello hanno risposto 150 bambini, giovani e adulti. Sono pervenuti 240 foto, video e opere d'arte. Due classi di liceali sedicenni di Sarnen hanno inviato 34 brevi video. Hanno partecipato anche il figlio di contadini che suona il corno delle Alpi sopra Alpnach, il musicista, il cui posto preferito si trova dove è piazzata la sua batteria e l'amazzone che galoppa attraverso il suo paesaggio prediletto. Infine, la giovane donna eccentrica che indica come posto preferito il suo letto. Il video la mostra mentre si rilassa e mentre sgobba sui compiti, ma sul letto si intravedono anche bambini e un gatto.

Posti preferiti multifunzionali? Il dibattito relativo alle relazioni di vicinato e alla dimensione sociale dello sviluppo territoriale è aperto.

(traduzione)

LA CIFRA SUL TEMA

16,5 %

Nel 2012, il 16.5 per cento delle famiglie monoparentali viveva sotto la soglia della povertà. Si tratta di uno dei gruppi della popolazione maggiormente colpiti dal fenomeno.





IMPRESSUM

forum raumentwicklung

Informationsheft
Erscheint dreimal jährlich
44. Jahrgang

Herausgeber

Bundesamt für Raumentwicklung (ARE)
Eidgenössisches Departement für Umwelt, Verkehr,
Energie und Kommunikation (UVEK)

Redaktionskommission

Rudolf Menzi (Leitung), Doris Angst, Matthias Howald

Übersetzung

Französisch: Elisabeth Kopp-Demougeot,
Le Grand-Saconnex
Relecture und Adaptation: Daniel Béguin
Kontrolle und Korrektur: Béatrice Thiéry
Italienisch: Antonella Schregenberger-Rossi, Olsberg
Relecture und Adaptation: Peter Schrembs

Redaktion und Produktion

Pieter Poldervaart, Pressebüro Kohlenberg, Basel

Grafisches Konzept und Gestaltung

Susanne Krieg SGD, Basel

Fotografie

Yves Maurer Weisbrod, Bern (Titelseite, S. 4/5, 6, 8,
10, 13–15, 37/38, 39, 40, 42, 45, 47, 48, 58, 60, 69/70,
72–74, 89/90); Stefanie Pfändler (S. 32–35, 54–57,
78–83); alle anderen zur Verfügung gestellt.

Abonnemente

Bestellungen/Vertrieb:
BBL, Vertrieb Publikationen, CH-3003 Bern
Internet: www.bbl.admin.ch/bundespublikationen
Art.-Nr. 812.000
Jahresabonnement Fr. 30.70
Einzelnummer Fr. 10.25

Adresse

ARE – Bundesamt für Raumentwicklung
3003 Bern
Tel. 058 462 40 60

© ARE

Bern 2015, Abdruck erwünscht mit Quellenangabe;
Belegexemplar ans ARE
ISSN 1660-6248

forum du développement territorial

Bulletin d'information
Paraît trois fois par an
44e année

Editeur

Office fédéral du développement territorial (ARE)
Département fédéral de l'environnement, des trans-
ports, de l'énergie et de la communication (DETEC)

Commission de rédaction

Rudolf Menzi (direction), Doris Angst, Matthias Howald

Traduction

Français: Elisabeth Kopp-Demougeot,
Le Grand-Saconnex
Relecture et adaptation: Daniel Béguin
Contrôle et correction: Béatrice Thiéry
Italien: Antonella Schregenberger-Rossi, Olsberg
Relecture et adaptation: Peter Schrembs

Rédaction, production

Pieter Poldervaart, Pressebüro Kohlenberg, Bâle

Création, réalisation

Susanne Krieg SGD, Bâle

Photographie

Yves Maurer Weisbrod, Berne (page de couverture,
p. 4/5, 6, 8, 10, 13–15, 37/38, 39, 40, 42, 45, 47,
48, 58, 60, 69/70, 72–74, 89/90); Stefanie Pfändler
(p. 32–35, 54–57, 78–83); autres photographies
gracieusement mises à disposition.

Abonnement

Commandes/distribution:
OFCL, diffusion publications, CH-3003 Berne
Internet: www.bbl.admin.ch/bundespublikationen
No d'art. 812.000
Abonnement annuel Fr. 30.70
Numéro simple Fr. 10.25

Adresse

ARE – Office fédéral du développement territorial
3003 Berne
Tel. 058 462 40 60

© ARE

Berne 2015, Reproduction autorisée avec mention
de la source; copie à l'ARE
ISSN 1660-6248

forum sviluppo territoriale

Bollettino d'informazione
Esce tre volte all'anno
44mo anno

Editore

Ufficio federale dello sviluppo territoriale (ARE)
Dipartimento federale dell'ambiente, dei trasporti,
dell'energia e delle comunicazioni (DATEC)

Commissione della redazione

Rudolf Menzi (direzione), Doris Angst, Matthias Howald

Traduzione

Francese: Elisabeth Kopp-Demougeot,
Le Grand-Saconnex
Rilettura e adattamento: Daniel Béguin
Controllo e correzione: Béatrice Thiéry
Italiano: Antonella Schregenberger-Rossi, Olsberg
Rilettura e adattamento: Peter Schrembs

Redazione, produzione

Pieter Poldervaart, Pressebüro Kohlenberg, Basilea

Creazione, realizzazione

Susanne Krieg SGD, Basilea

Fotografia

Yves Maurer Weisbrod, Berna (prima pagina, p. 4/5,
6, 8, 10, 13–15, 37/38, 39, 40, 42, 45, 47, 48, 58, 60,
69/70, 72–74, 89/90); Stefanie Pfändler (p. 32–35,
54–57, 78–83); tutte le altre foto sono state messe
a disposizione.

Abbonamento

Ordinazioni/distribuzione:
UFCL, distribuzione pubblicazioni, CH-3003 Berna
Internet: www.bbl.admin.ch/bundespublikationen
No d'art. 812.000
Abbonamento Fr. 30.70
Numero singolo Fr. 10.25

Indirizzo

ARE – Ufficio federale dello sviluppo territoriale
3003 Berna
Tel. 058 462 40 60

© ARE

Berna 2015, Riproduzione autorizzata con menzione
della fonte; copia all'ARE
ISSN 1660-6248

Druck / Impression / Stampa
Jostdruck AG, Hünibach/Thun



Inhalt gedruckt auf REBELLO,
Recycling aus 70% Altpapier,
FSC-zertifiziert, schönweiss

ClimatePartner[®] Das ARE-Forum wurde
klimaneutral hergestellt.
Druck | ID: 53460-1505-1002

www.are.admin.ch

